UC-NRLF
$B 259 472

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

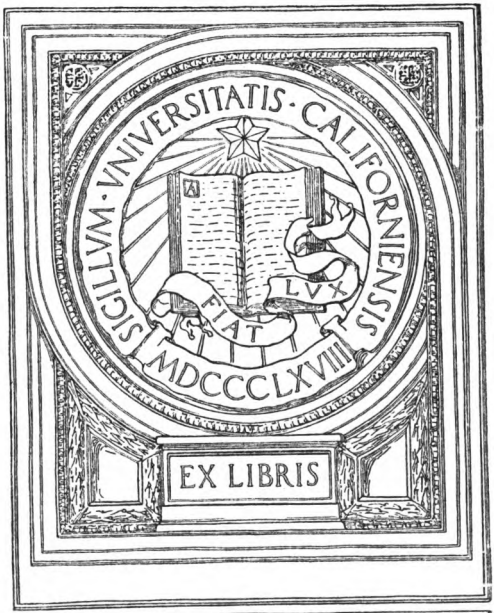
Mein Onkel Scipio.

Von

André Theuriet.

YB02646

FROM THE LIBRARY OF
KONRAD BURDACH



Unsre „Fünfzig-Pfennig-Bände“ enthalten den Stoff eines gewöhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 5 Mark kostet.

In einem bis zu[illegible]ündiger Roman abgeschlossen, so daß [illegible]lgt“ wegfällt.

Die nachstehenden Romane der früheren Jahrgänge können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilisa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Bornehme Gesellschaft. Von H. Aidé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von **Hjalmar Hjorth Boyesen.** Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.

Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.

Einsames Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.

Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.

Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.

Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.

Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Erbschaft Kenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Kinder des Südens. Von Rich. Voß.

Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.

Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Kinder der Excellenz. Von Ernst von Wolzogen.

Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.

Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.

Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.

Der Prozeß Fredelle. Von Andrs Theuriet. Aus dem Französischen.

Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.

Eine reichbewegte, spannende Handlung, lebensvolle, vorzüglich gezeichnete Charaktere und die wohlgelungene Schilderung des zwischen Paris, Berlin, Venedig und Florenz wechselnden Schauplatzes im Verein mit großer Frische der Darstellung zeichnen den Hopfenschen Roman aus, den wir zum Besten zählen, was der beliebte Verfasser geschrieben.

Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.

Eine geistsprühende Satire auf die französische Akademie ist Daudets „Unsterblicher", zugleich aber ein prächtiger, fesselnder Roman mit einer Ueberfülle von glänzenden Charakterbildern.

Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.

Die englische Gesellschaft wird sich durch das Bild, welches Ouidas feine Feder in diesem Roman von ihr entwirft, nicht gerade geschmeichelt fühlen. Vielleicht ist es darum nur um so ähnlicher.

Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Unser wärmstes Mitgefühl wird durch diesen Roman wachgerufen, in dem uns das Ringen und Dulden eines hochherzigen Weibes in wahrhaft erschütternder Tragik vor Augen tritt.

Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.

So taufrisch, poesievoll und dabei übermütig und neckisch wie diese einfache Erzählung hat die französische Litteratur nicht vieles aufzuweisen.

Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.

Die beiden Novellen zählen zu den treffenden Bildern aus den vornehmen und wohlsituierten Kreisen, denen die Verfasserin mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnt und welche sie mit ebensoviel Grazie wie Wahrheit und Schärfe der Charakteristik zu schildern versteht.

Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Das ungewöhnliche Talent des Verfassers verschmäht es, ausgetretene Pfade zu wandeln. Jede Seite seines Buches ist fesselnd und originell, und wenn er uns in die Abgründe des Lebens blicken läßt, so thut er es als liebenswürdiger Cicerone mit Geist und Grazie.

Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Ein ernstes Buch von herbem und strengem Grundton, worin der große nordische Realist noch mehr als früher sein Streben nach rücksichtsloser, ungeschminkter Wahrheit bekundet.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Siebenter Jahrgang. Band 23.

Mein Onkel Scipio.

Von

André Theuriet.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Natalie Rümelin.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.

BURDACH

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

PQ2450
T2 O4
1891

Erstes Kapitel.

Bis zu meinem zehnten Jahr hatte ich nur eine ganz verschwommene Vorstellung von meinem Onkel Scipio Mouginot. Er war mir eben ein unbekannter, in weiter Ferne, in Paris, lebender Verwandter, dessen Namen ich stets mit einem gewissen verächtlichen Kopfschütteln nennen hörte, und von dem ich mir nur ein ganz unklares Bild machen konnte. An einem Sonntag abend im Juni des Jahres 1850 gewann ich zum erstenmal eine bestimmtere Vorstellung von diesem geheimnisvollen Glied unserer Familie. — Das Datum dieses denkwürdigen Tages hat sich meinem Gedächtnis um so fester eingeprägt, als sich damit gleichzeitig die Erinnerung an ein fatales Abenteuer verbindet, das mir an jenem Tage zustieß. — Am besagten Sonntag war ganz herrliches Wetter: heller Himmel, strahlender Sonnenschein und ein leichter Westwind, der in der Burgstraße große Staubwolken aufwirbelte. Nach Tisch war ich ausgegangen in Gesellschaft meines Vetters Aristides Mouginot-Péchoin, des Sohnes meines Vormundes, eines sittsamen, wohlweisen Knaben, der ebenso friedliebend und ruhig, als ich ausgelassen und lebhaft war. Großmama Péchoin hatte jedem von uns zehn Sous Taschengeld für die Woche verabfolgt und meine Tante hatte uns wiederholt ans Herz gelegt, den Nachmittagsgottesdienst nicht zu versäumen.

Noch sehe ich uns auf der Straße im Sonnenschein nebeneinander hingehen, beide in schwarzen Beinkleidern, weißer Weste und einer kurzen englischen Jacke — Aristides' Anzug aber war neu, der meinige abgetragen und schäbig. Da

M46112

es erst ein Uhr war, gingen wir auf einem Umweg nach der Kirche. Am Ufer des erst kürzlich eröffneten Marne-Rhein-Kanales stießen wir auf eine sonntäglich geschmückte Menschenmenge, die sich um ein großes, frisch beteertes, lustig bewimpeltes Schiff drängte. Ich zog Aristides in das dichteste Gedränge, machte von meinen Ellbogen ausgiebigen Gebrauch und erfuhr nun, daß der Schiffer sich anbot, Liebhaber um fünfzig Centimes auf dem Kanal spazieren zu fahren.

Die leuchtende Sonne und das kühle Wasser erweckten in mir eine unbändige Lust, hinter die Kirche zu gehen; meine zehnjährige Einbildungskraft fing Feuer bei dem Gedanken an diese weite Wasserreise. Mit vor Begierde blitzenden Augen sah ich Aristides an.

„Zehn Sous!" sagte ich. „Thust du mit?"

Aber der äußerst haushälterische Vetter blickte mich mit weit aufgerissenen Augen entrüstet an und sagte mit seiner verzweifelten, dämlichen Tugendhaftigkeit: „Wo denkst du hin? Und der Nachmittagsgottesdienst?"

„Den schenk' ich mir! . . . Auf dem Schiff ist's viel unterhaltender. . . . Komm doch!"

Aristides setzte meinem Vorhaben den eigensinnigsten Widerstand entgegen und bestärkte mich dadurch nur um so mehr in meinem Verlangen.

Ich gab dem Mann, der das Geld einsammelte, meine zehn Sous, sprang in das Schiff und rief meinem Vetter zu: „Nach dem Gottesdienst treff' ich dich an der Kirchenthür . . . warte auf mich und zeig' mich ja nicht an!"

Die schwere Schute glitt, von zwei Pferden gezogen, langsam auf dem grünen Wasser des Kanales dahin; die Wimpel flatterten im Wind und mit Wonne fuhr ich zwischen den von Platanen beschatteten Ufern entlang, während sich die Schwalben in den Lüften tummelten und die Glocken, die zum zweitenmal zur Kirche riefen, dem verbotenen Vergnügen die herbe Würze, Gewissensbisse genannt, beimischten. Vor der Schleuse hielt das Schiff eine Weile von den hohen Mauern umschlossen; die Thore öffneten sich, das frische, kühle Wasser sprudelte herein und warf die Sonnenstrahlen zurück, deren Widerschein auf den feuchten Mauern hin und her tanzte.

Während des Aufenthaltes stiegen die Fahrgäste aus und

ergingen sich auf den grasbewachsenen Abhängen. Ich folgte ihrem Beispiel, aber als uns der Steuermann zurückrief, zeigte es sich, daß sich das Schiff mit dem steigenden Wasser gehoben hatte und ich nicht mehr ebenen Fußes einsteigen konnte. Ein Schiffer wollte mir helfen hinaufzuklettern und faßte mich am Arm, aber während er mich emporhob, fühlte ich — oh Pech — den allzumürben Stoff meiner Beinkleider unter der Anstrengung krachen, die ich machte, die Schiffsverschanzung zu erklimmen. Ich stoße einen Schrei der Verzweiflung aus; der Mann wird ungeduldig, läßt mich los, und ich stehe keuchend an der Schleuse, während das Schiff unter dem lauten Gelächter der Fahrgäste zwischen den steilen, mit blühendem Mohn übersäten Ufern dahingleitet.

Da stand ich nun allein, verblüfft, auf der blendend weißen, sonnenhellen Landstraße. Ich griff an die Stelle, an der meine Hose gekracht hatte, und befühlte angstvoll die Ausdehnung des Schadens. Der Riß war groß und es war ein Ding der Unmöglichkeit, mit der unseligen kurzen Jacke das Loch zu verhüllen. Man konnte gar nicht umhin, es zu sehen! — Und Aristides, der an der Kirchenthür auf mich wartete! ... Ich konnte unmöglich dort mit ihm zusammentreffen und mein zerfetztes Kleidungsstück den Blicken der Kirchgänger aussetzen! ... Ich versuchte, den Riß mit Stecknadeln zusammenzuheften, die mir die Frau des Schleusenwärters gab, aber der Stoff war allzu mürbe: bei der geringsten Bewegung der Beine fielen die Stecknadeln heraus und vergrößerten die klaffende Wunde meiner Hose nur noch mehr. Es blieb mir nichts andres übrig: ich mußte trachten, so schnell als möglich nach Hause zu kommen, und so marschierte ich denn trübselig unter den Platanen der Landstraße dahin. Solange ich am Kanal entlang ging, war die Sache noch erträglich, denn die Böschungen waren einsam und niemand war da, meine Schmach zu betrachten. Aber dort hinten stieg schon der Rauch von den Dächern Villottes empor, wo die Bürgersteige von Spaziergängern wimmelten. Schon beim Gedanken daran wurde ich bis über die Ohren rot. ... Kläglich schlich ich mich durch die abgelegensten Gäßchen, drückte mich an den Häusern hin und gelangte so endlich bis in die Straße, an die der Wagenschuppen des Hauses Mouginot-Péchoin stieß. ... Mäuschenstill machte ich

mich hinein und verbarg mein Mißgeschick im Dunkel eines Warenlagers, wo ich wartete, bis ich die alte Adele den Advokaten Gottlieb Jakobi, den Kostgänger meines Onkels, zum Abendessen rufen hörte.

Der Advokat Jakobi war kurzsichtig und besaß, wie ich wußte, nur eine geringe Beobachtungsgabe; Großmutter Péchoin sagte von ihm: „Er blickt nur nach innen.“ Er war immer der erste im Eßzimmer und ich wollte mit ihm hineingehen, so daß ich, wenn die übrige Familie erschien, schon mit dem Rücken gegen die Wand auf meinem Platze säße.

Gott sei Dank! Es ging alles nach Wunsch und ich hockte so auf meinem Stühlchen, daß niemand vermuten konnte, welchen Schaden der hintere Teil meiner Hose erlitten hatte. — Das kleine, dreieckige Eßzimmer lag hinter dem Laden meines Onkels Mouginot-Péchoin, welcher der angesehenste Apotheker von Villotte war. Das Gemach empfing sein Licht durch ein großes Fenster aus geripptem Glas, dessen unterste Scheibe ein Guckloch bildete, durch das man alles beobachten konnte, was in der Apotheke vorging. Da es zum Ersticken heiß war, hatte man das Guckfensterchen geöffnet, so daß man die Apotheke mit ihrem blitzblanken Geräte übersehen und hinter den großen roten und blauen Glasgefäßen im Schaufenster die Schattenrisse der Spaziergänger auf der Straße wahrnehmen konnte.

Eine Lampe mit matter Glocke warf ein gleichmäßiges, gedämpftes Licht in das Zimmer und auf den gedeckten Tisch.

Den Apothekerlehrling Arsenius Camus, der verschwinden mußte, sobald der Nachtisch erschien, mit eingerechnet, saßen wir zu sieben bei Tisch. — Dem Guckfenster der Apotheke gegenüber saß in erster Linie mein Onkel und Vormund Viktor Mouginot, ein kalter, abgemessener, phlegmatischer Mann von achtundvierzig Jahren; er war so fest verschlossen wie der Schrank, in dem er seine giftigen Substanzen verwahrte, und sprach immer nur in kurzen Sätzen. Er hatte ein bartloses, strenges und undurchdringliches Gesicht, in dem selbst die kleinen Augen in eisiger Unbeweglichkeit erstarrt zu sein schienen; dazu kam ein steifer, ungelenker Körper, in einen olivfarbenen Ueberrock eingeknöpft, dessen allzulange Aermel über die runden, eisenharten Fäuste herabfielen. An seiner rechten Seite folgte

die Großmutter Péchoin, eine stattliche, kräftige Greisin von siebzig Jahren, die in der Zeit des ersten Kaiserreiches als Schönheit gefeiert worden war. Unter der gepuderten Frisur erschien ihr Gesicht noch immer voll Reiz und ihre geistvollen, tiefblauen Augen erinnerten in ihrer Umrahmung von weißen Locken an Veilchen, die im Schnee erblühen. — Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Frau war, daß sie ihren Schwiegersohn, dessen gleichgültige Kälte sie ständig reizte, gar nicht leiden konnte; sie pflegte zu behaupten, das Feuer erlösche, sobald Viktor Mouginot an den Kamin trete. — Ebenso ruhig und steifleinen wie der Vater sitzt links von diesem sein einziger Sohn, mein Vetter Aristides Mouginot, der Musterknabe, dessen Tugenden mir beständig unter die Nase gerieben werden; er hält sich aufrecht und gerade auf seinem kleinen Sessel ohne Lehne, er hat seine Serviette tadellos unter dem Kinn gebunden, er bringt keine Flecken an „seine Sachen", er ist bei Tisch bescheiden und verlangt nie etwas — glaub's wohl, zum Kuckuck, denn man gibt ihm ohnehin von allem, — er treibt keine Possen auf den Straßen, er widerspricht nie — kurzum, er ist ein Ausbund von Tugenden. Allein wenn er auch artig ist, mein Vetter Aristides, so ist er doch gar nicht schön. Seine großen Ohren stehen von seinem blonden Kopf so weit ab wie die Flossen eines Fisches; seine Brauen sind dünn gesät und seine Wimpern ganz weiß; seine Hautfarbe ist fahl und außerdem hat er auch noch die Nase der Mouginots, die bei ihm in eine Kartoffel ausgeartet ist.

An der andren Seite des Tisches, meinem Vormund gegenüber, thronte meine Tante Mouginot; sie hatte den stattlichen Wuchs und die Bewegungen der Mutter, allein ohne deren Anmut und Liebenswürdigkeit. Da sie an Nervenschmerzen litt, wickelte sie ihren Kopf in ein schwarzes Tuch, aus dem sich ein langes, galliges Gesicht mit gelben Augen, spitzer Nase und vertrockneten Lippen scharf abhob. Durch ihr Leiden war sie so gelb und so herb geworden wie eine Citrone; dazu kam noch, daß sie spöttisch und ziemlich mitleidslos war. Sie hatte ein aufgeblasenes, herrisches Wesen an sich und auch bei der kleinsten Bewegung vernahm man das Klirren des Schlüsselbundes an ihrem Gürtel. Dies Klirren schien ganz unzertrennlich von ihrer Person zu sein und noch heute kann ich den Ton nicht hören, ohne eine unangenehme Empfindung

zu haben. Zu ihrer Linken hatte ich meinen Platz, so daß ich mich ihrer unmittelbaren und unbarmherzigen Ueberwachung erfreuen durfte; sie schonte mich nicht und ihr höhnischer Tadel verbitterte mir jeden Bissen. Rechts neben der Tante befleißigte sich der Mieter und Kostherr meines Onkels, der Advokat Gottlieb Jakobi, ein Junggeselle von fünfzig Jahren und alter Freund und Hausgenosse der Familie, einer ehrerbietigen Beredtsamkeit.

Herr Gottlieb war groß, blond, rötlich angehaucht und hatte einen grau gesprenkelten Bart und steingutblaue Augen. Sein Wesen und seine Stimme waren kindlich geblieben und bildeten einen seltsamen Gegensatz zu seinem grauen Bart. Er pflegte sich in düstere, praktische Stoffe zu kleiden, spielte sich aber trotzdem noch auf den Jugendlichen und trug zurückgeschlagene Hemdkragen nebst blauen Halsbinden mit flatternden Enden. Da er eine große Sprachgewandtheit besaß, pflegte er viel zu reden und liebte es, sich in wohlklingenden, dunklen Phrasen zu ergehen; es war ihm einerlei, ob sie Sinn hatten oder nicht, wenn sie sich nur schön anhörten und recht bilderreich waren. Unklar und sentimental wie er war, sprach er gerne von seiner unsterblichen Seele und von den Sternen, sorgte daneben aber aufs peinlichste für seinen irdischen Leib. Da er nur ein mäßiges Einkommen hatte, lebte er in der ständigen Angst, auf seine alten Tage Entbehrungen ausgesetzt zu sein, und war deshalb sehr genau; bei uns nahm er nur das Mittag- und das Abendessen ein. Adele, unsere Magd, behauptete immer, das kleine Brötchen von seinem ersten Frühstück reiche ihm für vier Stunden aus. Er war sehr fromm und wohnte jeden Morgen einer stillen Messe bei und zwar unter der Orgel auf dem Platz der Armen — „aus Bescheidenheit," wie er sagte, in Wahrheit aber nur, weil der Vikar, dem das Almosensammeln oblag, nie dorthin kam. Obgleich Advokat, führte er doch nur wenige Prozesse, da seine Beredtsamkeit bei Gericht nur geringen Erfolg hatte. Dagegen war er die Seele des „Vereins für Wissenschaft, Kunst und Gartenbau" in Villotte. Von Zeit zu Zeit hielt er dort einen Vortrag über einen alten Hafen oder über eine bei den Nachgrabungen im Mont Fains entdeckte gallo-romanische Grabstätte; er ließ dann auf Kosten der Gesellschaft fünfzig Exemplare seines Manuskriptes drucken und verteilte sie in den Familien, gegen die er gesellschaftliche Verbindlichkeiten

hatte. Ueberhaupt war er groß im Ersinnen von allerlei — übrigens ganz anständigen — Kniffen, um seinen Verpflichtungen auf möglichst billige Weise nachzukommen. So hatte er es zum Beispiel übernommen, als teilweise Bezahlung für Wohnung und Kost meinem Vetter Aristides und mir die Anfangsgründe des Französischen und Lateinischen beizubringen. Jeden Morgen verfügten wir uns in sein Zimmer im zweiten Stock, wo er uns rosa, rosae deklinieren ließ oder uns mit einem Diktat heimsuchte, das er den hochtrabendsten Stellen seiner Werke entnahm. — Aristides war kein Genie, aber er gab sich Mühe, während ich die Spatzen beobachtete, die vor dem Fenster piepsten, oder den Rufen der Gärtner lauschte, die auf der Straße ihr Gemüse in Handkarren feilboten, und in dem Diktat Wörter ausließ, was der Harmonie von Herrn Gottliebs schönem Stil beträchtlichen Eintrag that und mir bei Tisch einen scharfen Verweis von Tante Mouginot einbrachte.

An jenem Sonntag abend führte Herr Gottlieb während des Nachtessens das große Wort. Mein Onkel war überhaupt nicht gesprächig und meine Tante litt an ihren Nervenschmerzen, so daß die Mahlzeit ohne den Advokaten Jakobi sehr schweigsam verlaufen wäre. Diesem war nichts so unangenehm als eine jener Pausen, von denen man zu sagen pflegt, es gehe ein Engel durchs Zimmer, und ehe er dies ertrug, behauptete er den größten Unsinn. Er schwatzte und schwatzte unaufhörlich, bis ihn Mama Péchoin durch einen Scherz zur Ordnung rief, denn diese Dame war sehr verständig und liebte vor allen Dingen die Klarheit, was sie dem sentimentalen Advokaten ohne Umschweif zu wissen that.

Wir waren mit dem zweiten Gang, einem Fleischsalat, zu Ende und eben stellte Adele während einer der für Jakobi so unerträglichen Pausen den Käse auf den Tisch. Sofort begann der Advokat aufs neue: „Ich habe den Nachmittagsgottesdienst in Notre-Dame besucht, um das Magnifikat, den Lobgesang auf die Jungfrau Maria, zu hören, das dort mit einer Gefühlstiefe gesungen wird, die mich stets erhebt und meine Seele in einer mystischen Wolke dahinreißt ...“

„Wie beliebt?“ fragte Mama Péchoin boshaft. „Das verstehe ich nicht! ... Staubwolken, die den Menschen ein-

hüllen, habe ich schon gesehen, aber Wolken, die eine Seele dahinreißen, niemals!"

„Du weißt doch, Mutter, daß Herr Jakobi nicht spricht wie andre Leute," bemerkte Tante Mouginot spöttisch.

„O, Madame, wenn Sie so an einem etwas kühnen Bild herumnörgeln, so spreche ich kein Wort mehr!"

Er hielt inne, blickte um sich und gewahrte ein etwas unehrerbietiges Lächeln auf meinen Lippen.

„Da fällt mir eben ein," fuhr er mit einem wütenden Blick auf mich, fort, „ich habe mich in der Kirche nach dir umgeschaut, Jacques, und habe nur Aristides an seinem Platz gesehen, ... wo hast denn du gesteckt?"

Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken und das Blut stieg mir ins Gesicht.

„Warum bist du nicht bei Aristides gewesen, du Schlingel?" fragte meine Tante streng.

Mein artiger Vetter beobachtete mich verstohlen, und ich verlor alle Fassung bei dem Gedanken, daß meine Unthat nun entdeckt werden würde. Schon waren die kalten Augen meines Onkels auf mich gerichtet, schon fing die Nase meiner Tante an, sich drohend zu verlängern, als ein glücklicher Zufall die Aufmerksamkeit von mir ablenkte. Die Thüre der Apotheke wurde rasch geöffnet und eine heisere Stimme schrie: „Der Briefträger!"

Gleichzeitig wurde die Gestalt des Postboten sichtbar, der in seiner weißblechenen Büchse suchte und ein versiegeltes Schreiben hervorzog.

„Ein Brief für Sie, Herr Mouginot! ... Sechs Sous Porto!"

Eine große, rote Hand streckte den Brief durch das Schiebfensterchen und wartete auf das Geld, das mein Onkel brummend zusammensuchte, dann entfernte sich der Mann und die Thüre schloß sich hinter ihm. Alle Augen waren auf Viktor Mouginot gerichtet, der seine Brille aufsetzte und den Briefumschlag untersuchte. Niemand dachte mehr daran, mich auszufragen, und ich atmete erleichtert auf.

„Hm!" sagte mein Onkel; „der kommt aus Paris ... von meinem Bruder Scipio."

„Na, wenn der schreibt, dann kann es sich ja nur um eine Bettelei handeln," ließ sich meine Tante boshaft vernehmen.

Mein Onkel erbrach und las den Brief. Nicht ein Zug veränderte sich in seinem Gesicht und es war völlig unmöglich, ihm anzusehen, ob ihm der Inhalt des Briefes angenehm oder unangenehm war.

„Arsenius," befahl er dem Lehrling mit einem bedeutungsvollen Blick, „es ist Zeit, in die Apotheke zu gehen!"

Arsenius Camus gehorchte; dann schloß mein Onkel, den offnen Brief noch immer in der Hand, geräuschvoll das Guckfenster und sagte gelassen, doch spöttisch zu den Anwesenden: „Das ist die sechs Sous wohl wert! . . . Hört nur!"

Mit derselben phlegmatischen Stimme begann er zu lesen:

„Mein lieber Viktor!

Schon sehr lange bin ich ohne jede Nachricht von meiner Familie und meiner Heimat, deshalb möchte ich Dich um eine solche bitten. Trotz der Entfernung, die uns trennt, sollten wir das Gras der Vergessenheit nicht wachsen lassen auf dem Pfad der Bruderliebe. . ."

„Ein schönes Bild," rief Herr Gottlieb; „der Kerl schreibt gut!"

„Haben Sie die Güte, mich nicht zu unterbrechen, Jakobi," schalt Onkel Viktor. . . . „Ich fahre fort:

„. . . der Bruderliebe. Seit wir uns nicht gesehen haben, bin ich nicht müßig gewesen. Ich habe viel gearbeitet und viel nachgedacht. Kürzlich hatte ich einen guten Gedanken, der uns allen ein Vermögen einbringen sollte; allein ich habe die Unvorsichtigkeit begangen, ihn einem Tölpel anzuvertrauen, der ihn mir gestohlen und verpfuscht hat, so daß nicht so viel dabei herausgekommen ist, als ich erwartet hatte. Zu etwas ist das Unglück aber doch immer gut.

„Ich bin jetzt einem ganz kolossalen Geschäfte auf der Spur; ich grabe nach Gold und sobald ich auf die Ader gestoßen bin, dürfen wir nur noch nach Millionen, nicht mehr nach Tausenden rechnen. Dieser Goldstrom wird Euch andern zufließen, das brauche ich wohl kaum zu wiederholen — mir wird der Ruhm, ein patriotisches Unternehmen zu einem guten Ende geführt zu haben, eine genügende Belohnung sein. Das übrige soll meinen Neffen zu gute kommen; an sie denke ich bei der angestrengten Arbeit meiner durchwachten Nächte und zwar hauptsächlich an Jacques, an diesen interessanten Waisen-

knaben, der unsrer Sorge anvertraut ist und für den ich eine große, seinem frühzeitig entwickelten Verstand entsprechende Zukunft erhoffe. Ach, daß ich nicht bei ihm, bei Euch allen weilen kann! Meiner Erfahrung in Verbindung mit Deiner Einsicht würde es gewiß gelingen, aus unsrem Mündel einen Mann in des Wortes vollster Bedeutung zu machen! ... Unglücklicherweise habe ich ein Bleigewicht an den Füßen; die Geschäfte halten mich hier fest und ich kann leider nur mit unfruchtbaren Wünschen an seiner Erziehung teilnehmen. In diesen unsicheren Zeiten läßt sich nur schwer ein Kapital flüssig machen, und so sehe mich nochmals genötigt, Dich, lieber Viktor, um Kredit zu bitten für meinen Anteil an den Unterhaltungskosten für dieses liebenswürdige Kind. Es ist dies übrigens nur ein Darlehen. Ich bin in einer schwierigen Lage, aber sobald ich die Goldader gefunden habe, werde ich der Familie erstatten, was sie ausgelegt hat. Ich kann Dir nur sagen, daß ich den Flügelschlag des Glückes um meine Ohren rauschen fühle, und daß ich es mir sicher nicht entwischen lassen werde. Verlasse Dich auf das Wort eines treuen, beharrlichen Bruders, der Euch alle umarmt.

Scipio Mouginot."

„Was sagt ihr dazu?" fragte mein Onkel Viktor mit zusammengekniffenen Lippen.

„Ein neuer Leim!" zischte meine Tante verächtlich. „Der alte Schwindler!"

„Das ist einerlei," entgegnete der Advokat, „er führt eine gewandte Feder."

„Phrasen!" gab Mama Péchoin zurück. „Der hat gut goldne Berge versprechen. . . ."

Ich war geneigt, die Bewunderung Herrn Gottliebs zu teilen! Die durch die goldne Feder Scipio Mouginots heraufbeschworenen Millionen blendeten mich, und ich fand, daß man diesen Onkel, der mich so reich machen wollte und so schmeichelhafte Erwartungen auf meine Zukunft setzte, verleumdete.

„Nur das eine geht klar aus dem Brief hervor," bemerkte mein Onkel hart, „daß Jacques uns auch für die Zukunft ganz allein zur Last fällt. . . ."

„Ja," ergänzte die Tante zu mir gewendet seine Worte, „es werden uns wieder neue Opfer auferlegt für dies Kind. . . .

Wir wollen wenigstens hoffen, daß wir es nicht mit einem Undankbaren zu thun haben und daß er sich Mühe geben wird, uns die Wohlthaten durch Gehorsam und gutes Betragen zu vergelten. . . ."

Jedes dieser langsam und scharf gesprochenen Worte verletzte mich aufs tiefste. Ich fand, daß man mir zu oft die Opfer vorwarf, die man sich um meinetwillen auferlegte, und meine Gedanken verrieten sich durch ein trotziges Verziehen meiner Mundwinkel, das meiner jähzornigen Tante mißfiel.

„So antworte doch!" schrie sie und schüttelte mich wie einen Pflaumenbaum.

Ich verlor durch die heftige Erschütterung das Gleichgewicht und glitt so unglücklich von meinem lehnenlosen Stuhl herab, daß ich meiner Tante die von der Lampe beleuchtete Rückseite zuwandte und diese das klaffende Loch am Hinterteil meiner Hose bemerkte.

„Heilige Mutter Gottes! Was sehe ich?" rief Madame Mouginot wütend. „Wo hast du dich herumgetrieben, daß du eine fast neue Hose so zerfetzt hast? . . . Antworte. . . . Du Schweinigel!"

Sie drückte mich an die Wand und bohrte ihren inquisitorischen Blick in meine Augen. Ich konnte nicht lügen und gestand alles.

„Das kommt vom Ungehorsam," erwiderte meine Tante, „wärst du artig mit Aristides in die Kirche gegangen, so hättest du deine Hose nicht so zugerichtet. . . . Morgen wirst du eingesperrt bei Wasser und Brot. . . . Wir haben nicht die Mittel, dir alle Tage neue Kleider zu kaufen!"

„Da er das Wasser so liebt," fügte mein Onkel Viktor nachdrucksvoll hinzu, „werde ich ihn als Schiffsjungen verdingen, sobald er fünfzehn Jahre alt ist. . . . Jetzt soll er machen, daß er ins Bett kommt!"

Man stand vom Tisch auf, und während ich mich in dem stockfinstern Flur nach dem Zimmerchen hintastete, in dem ich mit Aristides schlief, glitt eine liebkosende Hand leise über meine Haare.

„Weine nicht, Kleiner," flüsterte Mama Péchoin; „wenn sie morgen alle drunten sind, kommst du zu mir; dann gebe ich dir Schokolade zu dem trockenen Brot . . . und flicke dir deine Hose."

Zweites Kapitel.

Die gute Mama Péchoin hat ihr Versprechen gehalten. Als ich am andern Tag gegen ein Uhr vor einem leeren Teller und einem Glas Wasser saß und an meinem trockenen Brot herumknabberte, öffnete sich leise die Thür und die liebenswürdige alte Frau mit den weißen Locken erschien unter derselben. Sie winkte mir, ihr zu folgen, und verstohlen erreichten wir ihr südlich gelegenes, auf den Hof gehendes Zimmer.

Dies mit einer graugestreiften Tapete ausgestattete Gemach war mit Möbeln eingerichtet, die aus der Zeit des ersten Kaiserreiches stammten: leierförmige Stühle, Lehnsessel mit Sphinxköpfen, eine alabasterne Standuhr zwischen zwei Luneviller Porzellangruppen, die vier Elemente und die vier Jahreszeiten darstellend. . . . Die Wände waren mit zeitgemäßen Stichen wie Amor und Psyche, Diana und Endymion ausgestattet, und rechts und links vom Spiegel über dem Kamin hingen Bilder von einstigen Verwandten und Freunden. Diese alte, hübsche Einrichtung bildete eine harmonische Umrahmung für die liebenswerte Gestalt der alten Dame.

Sie nahm aus ihrem Schrank eine kleine Tafel Schokolade, einige Biskuits und ein Gläschen hervor, das sie zwei Finger hoch mit Muskateller füllte. Dann setzte sie mich an ein eingelegtes Tischchen und sagte: „Ueberhaste dich nicht, Kleiner, du hast Zeit genug. . . . Du gehst erst, wenn die Damen zum Lotto kommen.“

Seit langen Jahren verbrachten vier oder fünf gleichalterige Damen drei Nachmittage in der Woche mit Lottospielen bei der Schwiegermutter meines Vormundes. Nicht selten schloß sich Herr Gottlieb Jakobi dieser Gesellschaft an und war dabei nicht wenig auf den Gewinn aus. Der Einsatz betrug einen Sou für die Person; gewöhnlich wühlte der Advokat in dem Säckchen und rief die Zahlen aus, wobei er regelmäßig beschuldigt wurde, daß er die Nummern verschwinden lasse, die nicht auf seiner Karte standen. Dann erhob sich heftiger Streit; scharfe Worte wurden gewechselt, und wenn

sich der Sturm gelegt hatte, begann eine neue Partie, die ebenso endigte wie die vorhergegangene. In den Zwischenpausen teilte man sich Neuigkeiten mit und verhandelte die kleinen Skandälchen der Stadt und kam zum Schluß dahin überein, daß die Gesellschaft von Villotte entarte und daß in der guten alten Zeit eben alles viel besser gewesen sei.

Aber ehe ich in dieser Erzählung fortfahre, muß ich den Leser mit Villotte und der Stellung bekannt machen, welche die Dynastie der Mouginots in dieser Stadt einnahm.

Die kleine, an der Grenze zwischen Lothringen und der Champagne gelegene Stadt Villotte hat nie viel von sich reden machen und ist höchstens durch ihre vortrefflichen Mirabellen bekannt. Die Kultur dieser Frucht ist die einzige, die sich hier wirklich entwickelt hat; was die Geisteskultur betrifft, so ließ diese viel zu wünschen übrig. Nicht als ob es in Villotte an Intelligenz fehlte, die Einwohner sind lebhaften, schlauen Geistes und bleiben niemand eine Antwort schuldig, allein dieser Geist ist sehr alltäglich und mehr zur Verleumdung des Nächsten als zur Begeisterung geneigt. Wie in dem dortigen Boden tiefwurzelnde Bäume bald zu kränkeln anfangen, so sind auch die Villotteschen Verhältnisse den Künstlern und Dichtern nicht günstig. Achtbare Kaufleute, biedere Soldaten können dort gedeihen, mit höherer Einbildungskraft ausgestattete Menschen nie. Es ist eine auffallende Erscheinung: hat je einmal ein Eingeborner eine gewisse Dosis Phantasie mit auf die Welt gebracht, so geht in Bälde eine Veränderung mit ihr vor und sie artet in Excentricität aus.

Soweit ich es jetzt nach meinen alten Erinnerungen beurteilen kann, fanden sich in der Familie Mouginot die guten und schlechten Eigenschaften der Villotter in charakteristischer Weise vereinigt.

Die Familie bestand aus vier Brüdern, an deren Namen die Leute noch die Geschlechtsnamen ihrer Frauen angehängt hatten, um sie voneinander zu unterscheiden: Mouginot-Tupin, Mouginot-Péchoin, Mouginot-Brisetuile und Mouginot-Grodard.

In Mouginot-Tupin verkörperte sich der ehrgeizige und eitle Zug der einheimischen Bevölkerung. Er hatte ein Fräulein Tupin geheiratet, das Anspruch darauf erhob, von einer

alten Juristenfamilie abzustammen. Die Mouginot-Tupins bewohnten ein Haus in der oberen Stadt, das im achtzehnten Jahrhundert einem Rat bei der Oberrechnungskammer gehört hatte; sie hatten die Familienbilder des früheren Besitzers behalten und gaben dessen Vorfahren nun für ihre eignen Ahnen aus. Alle Sonntag war großer Empfang bei ihnen; sie verkehrten mit dem verarmten Adel, der in der oberen Stadt überhandnahm, wurden in die Präfektur eingeladen und nahmen den übrigen Familiengliedern gegenüber, die sie nur an den hohen Festtagen besuchten, herablassende Mienen an.

Viktor Mouginot oder Mouginot-Péchoin vertrat den kühl berechnenden Handelssinn der Eingeborenen. Erst spät hatte er sich mit der Tochter des reichen Apothekers Péchoin verheiratet und dessen Geschäft übernommen. Er lebte häuslich und streng in seinem Laden, wo er Pfennig um Pfennig für seinen einzigen Sohn Aristides zusammenscharrte. Mit Ausnahme der Pharmakopöe und des Lokalblattes las er nichts; er las, aß und spazierte zu unabänderlich feststehenden Stunden und regte sich grundsätzlich niemals auf. Nur die aristokratische Ueberhebung seines Bruders Mouginot-Tupin vermochte ihn seinem phlegmatischen Schweigen zu entreißen, denn er konnte die dünkelhafte Zurückhaltung und die Herablassung nicht ertragen, mit der seine Schwägerin die Familie behandelte, doch hielt ihn dies nicht ab, ganz die gleiche Mißachtung und Ueberlegenheit seinem Bruder Scipio Mouginot gegenüber zur Schau zu tragen.

Dieser letztere hatte sich sehr früh mit Fräulein Brisetuile verheiratet, von der er nach zweijähriger Ehe als kinderloser Witwer zurückgelassen worden war. In der Hoffnung, sein Glück zu machen, war er dann nach Paris übergesiedelt. Onkel Scipio hatte seinen Keim der besagten Villotteschen Einbildungskraft mitbekommen, der sich aber leider schief entwickelt hatte. Sein schwärmerischer, leicht zu entflammender Geist heckte immer neue, wunderbare Pläne aus, die einer um den andern mißglückten. Viktor Mouginot mit seinem kalten, praktischen Verstand hatte einmal von ihm gesagt: „Er ist ein Mann, der jeden Morgen davon träumt, eine Million zu gewinnen, und sich jeden Abend mit einem Verlust von hundert Franken zu Bett legt.“ Mit Vorliebe rief Scipio die abenteuerlichsten und ungeheuerlichsten Unternehmungen ins Leben,

die er dann ebenso leicht wieder aufgab, als er sie angefangen hatte, sobald sie ihm nicht mehr gefielen. Kein Mißerfolg vermochte ihn zu entmutigen; hatte ihn eines seiner Steckenpferde abgeworfen, so bestieg er ein andres und ritt, stets das nämliche befriedigte Lächeln auf den Lippen, wiederum drauf los.

Wohl sagte man, er sei ein Narr, aber er war ein Narr auf Villotter Art, und trotz seiner Narrheit war er gerieben genug, um nach jedem Sturz wieder in den Sattel zu kommen. Obgleich er häufig über sein Mißgeschick klagte, litt er doch persönlich nicht sehr darunter. Mama Péchoin, die ihn nicht leiden konnte, erklärte ihn für einen gefährlichen Egoisten und behauptete, er richte seine Dummheiten stets so ein, daß sie nur andern Schaden brächten. Heute beurteile ich dies alles vom Standpunkt des gereiften und erfahrenen Mannes aus, aber in meiner Kindheit dachte ich ganz anders darüber.

Ich glaubte, die Familie verleumde den Onkel Scipio, und da ich von den Mouginot-Tupins und den Mouginot-Péchoins stets schlecht behandelt worden war, nährte ich in meinem Herzen eine geheime Bewunderung für diesen Scipio Mouginot, der seinen Brüdern so gar nicht ähnlich war und dessen romantischer Charakter meine kindliche Phantasie reizte.

Um nun wieder auf mich selbst zu kommen, so war ich der einzige Vertreter der Mouginot-Grodards. Meine Mutter, in der Nähe von Villotte auf dem Land geboren, starb bei meiner Geburt; mein Vater, der Hauptmann Mouginot, hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für das Soldatenleben. Gegen den Willen seiner Familie hatte er sich aus Liebe mit meiner Mutter verheiratet, und kurze Zeit nach deren Tod fiel er selbst in einem Gefecht bei Sidi-Ibrahim und hinterließ mir nichts als sein Ehrenkreuz und seine Epauletten. So fiel ich meinen Onkeln zu, die von dieser Erbschaft nur wenig erbaut waren; allein da der Familiensinn bei den Mouginots trotz ihrer innern Zerwürfnisse sehr entwickelt ist, war es Ehrensache für sie, das Vermächtnis des Hauptmanns anzunehmen. Man war übereingekommen, daß mein Onkel Viktor meine Erziehung übernehmen und ein jeder der Brüder ein Drittel zu meinem Unterhalt beisteuern sollte. So wurde ich bei den Mouginot-Péchoins untergebracht, von denen ich Kost und Wohnung

nebst den französischen und lateinischen Stunden erhielt. Die Mouginot-Tupins zahlten ihren Anteil mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit; leider stand es mit Onkel Scipio nicht ebenso, denn dieser fand bei Ablauf jeden Halbjahrs einen neuen Vorwand, seine Beisteuer nicht zu bezahlen, was dann stets Veranlassung zu sehr peinlichen Auftritten gab und mir eine demütigende Predigt von Frau Mouginot-Péchoin eintrug. Die Frau des Apothekers liebte mich nicht; sie zürnte mir, weil ich ein kostspieliger, unnützer Esser und lebhafter und gewandter war als ihr Sohn Aristides.

Diesem Musterknaben glich ich allerdings in nichts; ich war ebenso lebhaft als er schläfrig, ebenso munter und gewandt als er linkisch. Außerdem hatte ich allein in der Familie braune Haare und schwarze Augen; die Mouginots waren alle blond mit fahler Gesichtsfarbe und kleinen, graublauen Augen. Ich glich, wie man sagte, meiner schönen Mutter, und ich las es in den Augen der Leute, daß mein aufgeweckes Gesicht hübsch anzuschauen war. Wenn uns meine Tante spazieren führte, hörte ich oft Bemerkungen der Vorübergehenden über mein ausdrucksvolles Lärvchen, was mich mit Wonne erfüllte, meine Tante aber ärgerte. Sie hielt sich schadlos dafür, indem sie ihre schlechte Laune an mir ausließ und mit Bitterkeit darüber jammerte, daß ich gar nichts von den Mouginots habe, sondern den Grodards nacharte, die alle rabenschwarz seien. Das machte gar keinen Eindruck auf mich; daß man mich aber unter dem Vorwand, meine Eitelkeit zu bekämpfen, mit alten, schlechten Kleidern lächerlich ausstaffierte, das war mir weniger einerlei. Während Aristides in neuen, beim ersten Schneider gekauften Kleidern prunkte, wurden für mich die abgetragenen Röcke Onkel Viktors durch eine Schneiderin im Hause zurecht gemacht. Diese Anzüge saßen nicht nur sehr schlecht, sondern waren schon völlig abgetragen, wenn ich sie bekam, welchem Umstand auch mein Mißgeschick auf dem Schiff zuzuschreiben war. Natürlich wuchs durch die ungerechte Bestrafung bei jenem Anlaß meine Abneigung gegen meine zänkische Tante und meinen Vetter nur noch mehr.

Mama Péchoin hatte meine Hose aufs sorgfältigste ausgebessert, allein trotz all ihrer Kunstfertigkeit waren die Spuren des Risses sichtbar geblieben und ich war dazu verdammt, mein

an der schönsten Stelle geflicktes Beinkleid den ganzen Sommer zur Schau zu tragen. Aus dem Zimmerarrest und dem trocknen Brot machte ich mir nicht viel, aber lächerlich angezogen zu sein, das war mir höchst peinlich, denn ich besaß eine Vorliebe für hübsche Kleider und hätte gar zu gern glänzende Lackstiefel, eine neue, gut sitzende Jacke und eine elegante Samtmütze getragen wie die reichen Jungen, denen ich beim Spazierengehen zu begegnen pflegte. Statt dessen litt ich unter dem Bewußtsein, wie ein Affe ausstaffiert zu sein; des Sonntags verkroch ich mich verschämt in meinem Betstuhl und beim Heimgehen aus der Kirche drückte ich mich an den Mauern hin, denn ich bildete mir ein, alle Blicke seien auf meine Rückseite gerichtet und alle Vorübergehenden sagten zu einander: „Seht nur, der hat eine Flicke am Hinterteil seiner Hose!"

Der schreiende Unterschied, der zwischen meinem Vetter und mir gemacht wurde, beschränkte sich aber keineswegs auf die Kleider, sondern trat auch bei jeder Mahlzeit zu Tage. Die guten Stücke waren für Aristides, die schlechten für mich; ihm legte seine Mutter zärtlich die Pfaffenschnitze vor, wenn's Geflügel gab, — mein Anteil war stets das Beinende des Schlegels. Gab es beim Nachtisch eine schöne Frucht, so wanderte sie auf Aristides' Teller, und ich mußte mich mit angepickten Kirschen und teigigen Birnen begnügen. Ich war kein Schlecker, aber es empörte mich, zu sehen, wie er unter meinen Augen mit Leckerbissen förmlich genudelt wurde, und ich fühlte, daß in mir ein Haß aufstieg wie in Kain gegen Abel. In meiner Seele keimte die Lust nach Rache und ich suchte nach einem genialen Mittel, meinem Vetter die Kränkungen heimzubezahlen, die meine Eigenliebe um seinetwillen erdulden mußte. Ich studierte ihn angelegentlich und hatte auch gar bald seine verwundbare Stelle entdeckt.

Mein Vetter war so eitel wie ein Pfau und konnte eine Anspielung auf die Unregelmäßigkeit seiner Züge um so weniger ertragen, als er sich ihrer bewußt war. Gewisse Scherze über seine rüsselartig verlängerte Nase reizten ihn ganz besonders. Ich bemerkte diese Schwäche und beschloß, den Benjamin der Familie damit zu ärgern.

Eines Mittags saßen wir bei Tisch. Nach der Suppe trug Adele ein Gericht auf, das ich besonders lecker fand:

kleine, in Speck gewickelte, in einer eisernen Kachel gebratene Vögel, die auf einer Lage geröfteter Brotschnitte ruhten, bei deren Duft mir das Wasser im Munde zusammenlief. Meine Tante Mouginot legte allen Tischgenossen der Reihe nach vor und versah Aristides' Teller mit zwei Vögeln und zwei Brotschnitten. Ich bekam zuletzt und für mich blieben nur noch zwei winzige Vögelchen ohne Brotschnitten. Aristides war entzückt und schielte unter seinen weißen Wimpern nach mir herüber, während er geziert das geröstete Brot knusperte, mit dem man ihn auf meine Kosten fütterte. Empört über diese Ungerechtigkeit, blickte ich auch ihn an, faßte meine Nase zwischen Daumen und Zeigefinger und machte eine Bewegung, als ob ich einen unendlich langen Auswuchs streichelte.

Aristides verstand die Anspielung und biß sich auf die Lippen, allein seine Eigenliebe verbot ihm, sich zu beklagen, weil er sich schämte, die Aufmerksamkeit auf seine unförmliche Nase zu lenken. Ich triumphierte über sein Schweigen und verdoppelte meine höhnischen, herausfordernden Pantomimen. Ich spielte die Rolle eines Menschen, den seine Nase daran verhindert, auf seinen Teller zu sehen, und schob den unsichtbaren Rüssel mit der Hand beiseite. Wütend verfolgte mein Vetter jede meiner Bewegungen; er wurde grün und gelb vor Zorn und drohte zu ersticken. Wir hatten Kartoffeln in der Schale, und als ich nun die mißgestaltetste der langen, rosigen Kartoffeln an meine Nase hielt, da ertrug es Aristides nicht länger und platzte los: „Mama, Jacques macht sich über mich lustig!"

Meine Tante warf mir einen strengen Blick zu: „Was gibt's schon wieder?" zürnte sie.

Mit großen, verwunderten Augen protestierte ich: „Aber so etwas! . . . Ich schäle meine Kartoffel!"

„Still!" schalt Onkel Viktor.

Die Ruhe war wieder hergestellt, aber zwei Minuten später blinzelte ich wieder nach Aristides hin und hielt wieder eine Kartoffel an meine Nase.

„Mama!" stöhnte mein Vetter, ganz außer sich.

Diesmal hatte mich aber Tante Mouginot angesehen und meine Pantomime richtig verstanden. Ihre dürre Hand versetzte mir eine schallende Ohrfeige.

„Was hat er denn gethan?" fragte Mama Péchoin überrascht.

Obwohl ich die Ohrfeige redlich verdient hatte, versuchte ich einzuwenden: „Ich? ... Ich habe nichts gethan. ... Ich esse meine Kartoffel! ...“

„Lügner! ... Ich habe dich wohl gesehen. ... Er machte sich über die Nase von Aristides lustig!“

„Das ist unrecht,“ sagte die gute Mama Péchoin tadelnd.

„Ja, das zeugt von einem schlechten Herzen,“ begann der Advokat Jakobi, ganz glücklich, eine Rede hieran anknüpfen zu können, „es entspringt einem Mangel an Nächstenliebe und einem niedrigen Hang zur Karrikatur. ... Ein vernünftiges Kind sollte solchen Aeußerlichkeiten keinen Wert beilegen. Was liegt an der Schale, wenn nur der Kern gut ist!“

Alle gaben mir unrecht und Aristides ward getröstet durch die Ohrfeige, die ich erhalten hatte, und dadurch, daß ihm mein Anteil am Nachtisch zugesprochen wurde; er reizte nun mich, indem er mir seine Aprikosenmarmelade unter die Nase hielt und langsam verzehrte.

„Die Moral von alledem ist,“ begann Viktor Mouginot nachdrucksvoll, „daß man bissige Hunde an die Kette legen soll. ...“

„Wenn ein Junge einmal im elften Jahre steht, ist die Erziehung im Elternhaus viel zu mild ... sie müssen auch Entbehrungen kennen lernen. ... Ich werde diesen Bengel in die Pension Pestel stecken ... was übrigens auch Aristides gesund wäre, der sich sonst zu einem viel zu großen Hasenfuß entwickelt.“

„Wie?“ unterbrach ihn Madame Mouginot erschrocken. „Du wolltest unser Kind fremden Händen anvertrauen?“

„Vor allem will ich in Frieden essen,“ gab der Apotheker in herrischem Ton zurück. ... „In vierzehn Tagen treten beide bei Pestel ein. ... Dabei bleibt's!“

Drittes Kapitel.

Das Haus, in dem sich die Pestelsche Pension befand, hat längst neueren Gebäuden Platz gemacht; aber noch heute sehe ich es vor mir mit seinen zerbröckelnden Mauern, dem winke-

ligen, steinigen Hof, dem mit einem Gitter eingefaßten Gärtchen, in dessen Ecke eine alte Tanne stand, deren Rinde wir abkratzten, um Harztropfen zu sammeln, die einen prächtigen Wohlgeruch verbreiteten, wenn man sie verbrannte. — Auf der linken Seite des Hauses führten einige Stufen in einen großen, weißgetünchten Saal, der sein Licht vom Hof empfing; hier wurden die Schulstunden abgehalten, und hier erschien ich an einem Oktobermorgen in Begleitung meines Vetters Aristides zum erstenmal. Der Saal wurde durch einen Ofen und die Estrade, auf der Herr Pestel thronte, in zwei Hälften geteilt. Herr Pestel war ein großer, magerer Mann mit grauem Backenbart, spitzem Kopf und einer grimmigen Narbe in der Oberlippe. Aus Limousin gebürtig, hatte er sich in Villotte mit einer ebenfalls mageren, beweglichen, leidenschaftlichen Frau verheiratet, der die Sorge für die Klasse der Kleinen, der Aristides zugeteilt wurde, anvertraut war. Dank meiner elf Jahre hatte man mich in die zweite Abteilung gesteckt, wo ich mit vierzehn- bis fünfzehnjährigen Jungen zusammen war. Die Schüler waren großenteils die Söhne kleiner Kaufleute und Bauernjungen, die von ihren Eltern zu Pestel geschickt wurden, weil bei ihm die Pension billiger war als im Gymnasium. Obgleich der Prospekt behauptete, die Schüler würden auf die klassischen Studien vorbereitet, so beschränkte sich der Unterricht auf Französisch, Geschichte und Rechnen. Des Morgens gab es gleich ein Diktat, und dann weihte uns Herr Pestel mit der Kreide in der Hand, vor einer schwarzen Tafel auf seiner Estrade kauernd, in die Geheimnisse der Addition ein.

„Erst addiere ich die Einser; von diesen nehme ich eine Zahl, die zehn gilt, und rechne sie zu den Zehnern. . . .“ Ich erfaßte den tieferen Sinn dieser verschiedenen Uebertragungen durchaus nicht und von den Hundertern an folgte ich den Erklärungen Herrn Pestels gar nicht mehr, sondern dachte an ganz was andres.

Schlag zwölf Uhr rief uns die Tischglocke zum Mittagessen, das wir im Refektorium einnahmen, denn wir waren als Halbpensionäre eingetreten; bis zwei Uhr war dann Erholungspause im Hof, wo wir auf dem hartgefrorenen Schnee „Schleifen“ zogen. Darauf folgten dann grammatikalische und arithmetische Uebungen von zwei bis vier und von fünf bis sieben Uhr. Dann gingen wir fort; es war schon

dunkle Nacht, schneidend kalt und der Nordwind trieb sein Spiel mit den unruhig flatternden Laternen an den Straßenecken.

Mit einer an Glücksgefühl grenzenden Empfindung trat ich wieder in die Apotheke und setzte mich neben der gestrengen Madame Mouginot zum Nachtessen nieder. Aber am andern Morgen mußten wir schon um halb acht, nachdem wir in der Küche eine Tasse warme Milch hinuntergeschüttet hatten, durch Regen oder Schneegestöber in die Pension zurückkehren und langweilige arithmetische Erklärungen über uns ergehen lassen.

Ueber die umständlichen Vorgänge bei der Multiplikation und Division zerbrach ich mir den Kopf, allein dies war noch gar nichts im Vergleich zu den Exempeln! „Zwei Brunnen fließen zusammen in ein Becken, das zwanzig Liter faßt; der erste Brunnen strömt in der Stunde ein, der zweite zwei Liter aus. In wie viel Stunden ist das Becken voll?"

Ich mochte mich hin und her besinnen, soviel ich wollte, es gelang mir nicht, dieses vertrackte Becken zu füllen. Mein Nachbar war ein vierzehnjähriger Knabe mit rotem Haar und Sommersprossen, mit boshaftem Mund und leicht schielenden Augen, die ihm den Spitznamen „Schielbock" eingetragen hatten; sein Vater hieß Léchaudel und war Müller in der Straße Du Coq. Léchaudel, genannt Schielbock, ließ sich, wie mir schien, durch das Geheimnis des Brunnens nicht besonders beunruhigen; dafür besaß er aber eine Menge andrer Fähigkeiten, die mich in tiefste Bewunderung versetzten. — Mit einer Schnur, deren beide Enden man zusammenknüpfte und über die Hände schob, führte er allerlei lustige geometrische Figuren aus: die Säge, die Wiege, die Fische u. s. w. Aus einem Stück dicken Zeichenpapiers verfertigte er mit Hilfe eines Federmessers Fliegenhäuschen mit Fenstern und Thüren, was mir einen hohen Begriff von seiner Tüchtigkeit beibrachte. Unter seiner allerhöchsten Leitung gelang es mir, während der zum Rechnen bestimmten Stunden eine ziemliche Fertigkeit in diesen Künsten zu erlangen, was sich bei meinen Arbeiten fühlbar machte und mir zum Schluß der Woche eine schlechte Lokation und ein greuliches Zeugnis eintrug.

Ach, die Todesangst, die ich Samstag abends ausstand, wenn ich nach der Mouginotschen Apotheke zurückkehren mußte, mit einem Zeugnis, das unabänderlich lautete: „Betragen zerstreut,

Fleiß mittelmäßig, Rechnen sehr schlecht! . . ." Aristides dagegen hatte immer vortreffliche Zensuren; er muckste sich nicht auf seiner Bank, malte seine Schönschrift und rechnete wie ein junger Gott. — Sobald wir bei Tisch saßen, verlangte Onkel Viktor unsre Zeugnisse; das meine pflegte er mit scharfer Betonung jedes einzelnen Wortes vorzulesen, dann faltete er das Papier zusammen und sagte gelassen: „Ich habe es ja immer gesagt . . . er wird ein Taugenichts!"

„Aber, Kleiner," schalt Mama Péchoin sanft, „kannst du dir denn gar keine Mühe geben? . . . Nimm dir doch ein Beispiel an Aristides, der jünger ist als du!"

„Dies Kind," bemerkte dann wohl der Advokat Gottlieb in orakelhaftem Ton, „ist der personifizierte Leichtsinn. . . . Sein Geist hat Schmetterlingsflügel."

„Seid doch still," ließ sich meine Tante boshaft vernehmen, „er thut es ja absichtlich, um uns zu ärgern. . . . Er hat ein schlechtes Herz. . . . Heute gibt es keinen Nachtisch, mein Herrchen."

Diese Samstagsklänge verdarben mir die ganze Sonntagsfreude. Manchmal faßte ich, von einer edlen Regung hingerissen, heroische Entschlüsse und nahm mir vor, mir Mühe zu geben . . . aber das war die Rechnung ohne den Wirt gemacht. An einem solchen Tag war sicherlich die Rechenaufgabe mit Schwierigkeiten gespickt, und während des Diktates machte der „Schielbock" solche Possen, daß ich Wörter ausließ und am nächsten Samstag ein viel schlechteres Zeugnis erhielt und noch weiter hinunterkam.

Noch heute überläuft mich eine Gänsehaut, wenn ich an die Spottreden denke, die in Begleitung von Kopfnüssen auf mich herniederhagelten, und noch heute glaube ich die harte, phlegmatische Stimme zu hören, mit der Mouginot-Péchoin sagte: „Er wird eben ein Taugenichts!"

Unter diesen Aengsten und Leiden meiner Kinderzeit ging mir der Winter rasch vorüber. Schon färbten sich die jungen Weidensprossen mit einem rosigen Hauch; schon blühten die Primeln in Pestels Garten, und während der Unterrichtsstunden vernahm man das Gezwitscher der Amseln in den knospenden Fliedersträuchen. Mit dem Monat Mai kehrte eine meiner größten Freuden wieder: die Waldpartieen am Donnerstag. —

Auf der Hochebene von Véel besaßen die Mouginot-

Péchoins ein großes, rechtwinkeliges, von Wald begrenztes Stück Land. Dies war der Schauplatz einer der ersten „Unternehmungen" Scipio Mouginots. Damals hatte Onkel Viktor noch Vertrauen in das Genie Scipios gesetzt und sich von ihm überreden lassen, eine Seidenzüchterei anzulegen. Man hatte dieses Stück Land gekauft und auf gemeinschaftliche Kosten mit weißen Maulbeerbäumen bepflanzt.

Noch heute treiben die Maulbeerbäume spärlich nach und fristen in dem lehmigen Boden der Hochebene ihr dürftiges Dasein; aber die Seidenzüchterei hat sich längst unter dem Spott und dem Hohnlachen der Villotter in Wohlgefallen aufgelöst, denn in dieser Gegend ist die Vegetation zurück und die Seidenwürmer krochen beharrlich aus, ehe die Maulbeerbäume neues Laub bekamen, so daß sie verhungerten und das Unternehmen kläglich verkrachte. Der Apotheker hatte das Gütchen wieder übernommen, in einen Obstgarten verwandelt und aus den Ueberbleibseln der Seidenzüchterei ein Sommerhäuschen nebst einer Weißbuchenlaube errichtet; dort nahm man im Sommer häufig die Mahlzeiten ein und verbrachte auch den Nachmittag auf der Höhe.

An solchen Tagen wurde um ein Uhr Cadet, ein kluger Esel, gesattelt, dem die Ehre ward, meine Tante auf seinem Rücken tragen zu dürfen. Adele befestigte den Vorratskorb am Kreuz des Tieres; meine Tante ließ sich majestätisch auf dem viereckigen Sattel nieder und fort ging's. Herr Gottlieb führte Cadet am Zügel, Aristides und ich bildeten die Nachhut. Wir zogen durch die von dem eintönigen Geräusche der Webstühle widerhallende Vorstadt Véel und gelangten, zwischen Rebgeländen hinaufsteigend, endlich auf die Anhöhe, von wo man die roten Dächer der Häuser zwischen dem zarten Grün der Reben und dem gräulichen Laubwerk der Weidenpflanzungen hindurchschimmern sah.

Nun hatten wir die Hochebene mit ihren wellenförmigen, steinigen Brachen, ihren Feldern voll schwankender Aehren und ihrem weiten, von einem Gürtel großer Wälder begrenzten Horizonte erreicht. Hier lag das Gütchen mit den jungen Pflaumenbäumchen, eingefaßt von mageren Maulbeerbäumen, die Tante Mouginot nicht ansehen konnte, ohne zu seufzen. Inmitten des Obstgartens stand das kleine, aus Abbruchsteinen erbaute Häuschen, aus dem schon ein leichter bläulicher Rauchstreifen aufstieg, als wir anlangten.

Mama Péchoin, besser auf den Beinen als ihre Tochter, war mit der alten Adele vorausgegangen und hatte ein großes Holzfeuer angemacht, über dem eine Hammelskeule gebraten wurde. Cadet wurde abgesattelt und im Schuppen untergebracht, dann bummelte man noch eine Weile in dem von Erdbeerstöcken eingefaßten Baumgang auf und ab. Herr Gottlieb, der über den kleinsten Grashalm in Begeisterung geriet, begann einen Vortrag über die Umsicht der Natur, die den Maulwurf blind erschuf, damit er nicht aus seinem Maulwurfshügel heraus kann, doch unterbrach ihn Mama Péchoin ohne weitere Umstände, um eine Partie Lotto zu veranstalten. Aristides und ich durften in der Weise mitspielen, daß wir wohl eine Karte erhielten, aber auch gleichzeitig bedeutet wurden, daß es nicht gelte, falls wir gewännen. Diese Art Spielbeteiligung erschien mir unausstehlich, und ich machte mich möglichst unangenehm, um vom Spiel ausgeschlossen zu werden. Dann eilte ich voll Freude und Wonne ins Gehölz.

Dieses ziellose Umherstreifen im Wald war für mich das Hauptvergnügen an meinen freien Donnerstagen. Die Einsamkeit des Waldes erschreckte mich nicht und ich langweilte mich niemals. Ich bevölkerte das Dickicht mit Geschöpfen meiner Phantasie und führte lange Unterhaltungen mit ihnen; ich sammelte Blumen, ich untersuchte jede neue Pflanze auf Geruch und Geschmack und verbrachte ganze Stunden mit der Beobachtung des Lebens und Webens in einem Ameisenhaufen. Ich liebte es, mich im tiefsten Walde zu verlieren und dann plötzlich wieder auf die einsame, geheimnisvolle Ebene hinauszukommen.

In weiter Ferne, weit hinter den wogenden Kornfeldern, erhoben sich große, duftverschleierte Wälder und ich bildete mir ein, daß dort unbekannte Länder beginnen, Feenreiche, denen ich allerlei phantastische Namen gab. Ich erdachte gefährliche Abenteuer, deren Held ich war, und manchmal nahm ich meine Träumereien selbst so ernst, daß mich ein wohliger Schauer überlief, während ich in das Anschauen der Ebene versunken war, über der hoch oben am Himmel unsichtbare Lerchen ihr Gezwitscher ertönen ließen, wie ein verzaubertes Orchester. — Manchmal gelang es mir auch, Aristides zum Mitgehen zu ködern, indem ich ihm einen Strauch reifer Brombeeren in Aussicht stellte, und dann versuchte ich, ihn meinen romantischen Gedanken zugänglich zu machen.

„Sieh," sagte ich wohl einmal, „da drüben hinter dem großen Forst liegt eine Stadt voll Riesen, und dieser blaue Streifen, ganz dort drüben, das ist das Meer. . . ."

Aber Aristides war verständig und prosaisch und für phantastische Einbildungen nicht zugänglich. Er zuckte die Achseln und rief mit einem an seine Mutter erinnernden höhnischen Lachen: „Bah, . . . das sind ja die Wälder von Combles und der blaue Streifen da drüben, das ist die Argonne. . . . Komm, wir kehren um, mir hängt der Magen bis in die Schuhsohlen hinab. . . ."

Dann kehrten wir nach dem Gütchen zurück, wo das Mittagessen in der Hagenbuchenlaube aufgetragen worden war und die gebratene Hammelskeule einen leckern Duft verbreitete. Onkel Viktor zerlegte mit aufgestülpten Aermeln den Braten kunstgerecht und verabreichte mir großmütig den Anschnitt, während die saftigste Scheibe für den „armen Aristides" bestimmt war. Während wir noch beim Nachtisch sitzen, webt schon die Dämmerung ihre samtweichen Schleier um die Bäume des Waldes und an dem grünlich gefärbten Himmel geht strahlend die Venus auf. Man rüstet sich zum Heimweg. Von dem gefälligen Jakobi unterstützt, besteigt Frau Viktor Mouginot würdevoll ihren Esel; und Aristides, der sich über seine schmerzenden Füße beklagt, darf sich neben seiner Mutter im Sattel brüsten. Wir übrigen kehren zu Fuß zurück; der Advokat Gottlieb gibt Mama Péchoin den Arm, Onkel Viktor führt Cadet am Zügel und ich marschiere einsam hinterdrein und bleibe, in Betrachtung des Mondes versunken, der über den Abhängen des Berges heraufsteigt, häufig zurück. Wie Eilboten aus dem Geisterreich eilen summende Käfer mit geschäftiger Miene an mir vorbei; Nachtschmetterlinge streifen meine Wange mit ihren flaumigen Flügeln; in den Böschungen des Weges ertönt das silberhelle Zirpen der Grillen und ich lasse wiederum meiner Einbildungskraft die Zügel schießen, bis ich rauh in die Wirklichkeit zurückgerissen werde.

„Vorwärts, Faulpelz!" schalt Onkel Viktor. „Ich werde dich lehren, Maulaffen feilzuhaben!"

In der Regel war das ganze Haus schlechter Laune, wenn wir heimkamen: die Tante hatte sich erkältet und fürchtete Nervenschmerzen für den andern Tag; Aristides war auf dem Esel eingeschlafen und murrte, daß man ihn geweckt habe;

Herr Gottlieb klagte über seine Hühneraugen, und nur ich allein war befriedigt. Den Gesang der Lerchen in den Ohren, die duftige Bläue meines fernen Feenreichs vor Augen, schlief ich sanft und glücklich ein.

Aber am nächsten Morgen hieß es in die Tretmühle der Pension zu Grammatik und Arithmetik zurückkehren.

Die Schultage, die zwischen zwei Donnerstagen lagen, schienen sich mir endlos hinzudehnen.

Eines Morgens stand Herr Pestel in seinem langen, tabakfarbenen Rock auf seiner Estrade und erklärte uns die Dezimalbrüche. — Die Schüler in den vorderen Bänken folgten den Erklärungen, die er auf die Tafel schrieb, mit vorgestreckten Hälsen, aber mein Nebensitzer Léchaudel und ich, die wir in der vierten Bank saßen und durch eine dreifache Reihe von Rücken gedeckt waren, schenkten dem Unterricht wenig Aufmerksamkeit. Der Schielbock, immer erfindungsreich, wenn es sich darum handelte, die Langeweile der Schulstunden etwas zu kürzen, hatte ein Loch in den Tisch geschnitten und dieses stand in Verbindung mit der Lade, in der die Schüler ihre Bücher und Hefte verwahrten. Durch dieses Loch ließ er Sousstücke in die Lade hinuntergleiten und zog diese dann auf, um nachzusehen, ob sie auf „Kopf“ oder „Schrift“ gefallen waren.

„Hast du Geld?“ fragte er mich leise.

Ich hatte sechs Sous in der Tasche und zeigte sie ihm, wobei seine schielenden Augen vor Begierde funkelten.

„Wollen wir ‚Kopf oder Schrift‘ spielen?“ fragte er. . . . „Es ist sehr lustig. . . . Ich werfe einen von deinen Sous in die Lade: ist es ‚Schrift‘, so gewinnst du, und ich gebe dir einen von meinen Sous; ist es ‚Kopf‘, so gehört dein Sou mir.“

Ich nahm den Vorschlag an und gab ihm einen schönen, gelben Sou mit dem Bild Ludwig XVI. Der Sou ward ins Loch geworfen, die Lade aufgezogen. . . .

„Es ist ‚Kopf‘,“ flüsterte der Schielbock, „ich habe gewonnen! . . . Komm, nimm Revanche!“

Ohne jedes Arg wagte ich noch einen Sou und harrte angstvoll des Oeffnens der Lade.

„Wieder ‚Kopf‘!“ seufzte heuchlerisch mein Kamerad. „Du hast kein Glück!“

Allein mit raschem Blick entdeckte ich, daß der Ver-

räter an der Innenseite der Lade eine schiefe Ebene aus Kartenpapier angebracht hatte, so daß die Münzen immer fallen mußten, wie er wollte. Ich wurde ärgerlich und wehrte mich: „Du hast bemogelt! Gib mir mein Geld zurück!"

Ich strecke meine Hand aus, um die Sous aus der Lade zu nehmen, und nun entspinnt sich ein stummer, leidenschaftlicher Kampf. Ich versetze ihm Fußtritte und er erwidert sie mit Rippenstößen. Alle Köpfe haben sich allmählich uns zugedreht, aber wir sind beide so verbissen, daß wir es gar nicht merken und fortfahren, uns mit Faustschlägen zu traktieren, bis Pestel selbst uns mittels zweier gewaltiger Ohrfeigen trennt.

„Ihr Schweinepack," brüllte er. „Abscheuliche Brut, die ihr seid. Ich werde euch lehren, euch wie Packträger herumzubalgen."

Seine Blicke fallen auf die offene Lade, er sieht die Soustücke und errät, was geschehen ist; er wird blaß vor Wut.

„So," beginnt er aufs neue, „also damit befaßt ihr euch, während ich mir die Lungen ausrede, um euch was zu lehren!... Ihr macht aus meiner Anstalt eine Spielhölle! ... Es ist gut: Donnerstag habt ihr beide den ganzen Nachmittag Arrest!" ...

Damit nahm er unsre Sous an sich und überließ es uns, über unser Mißgeschick nachzudenken. Das gemeinsame Unglück versöhnte uns wieder und Léchaudel flüsterte mir zu: „Kommst du am Donnerstag? ... Ich mach' mich aus dem Staub!" Ich gab keine Antwort, aber der Gedanke, mich dem Stubenarrest bei Pestel zu entziehen, faßte nach und nach Wurzel in mir. Gerade an jenem Donnerstag wollte Tante Mouginot ein Picknick veranstalten; einige befreundete Familien sollten mit ihren Kindern zum Essen auf das Gütchen kommen, und ich wußte, daß allerlei Spiele geplant waren. Es wäre für mich zu schmerzlich gewesen, von all diesen Genüssen ausgeschlossen zu sein, und da mein Mitschuldiger sich dem Arrest entziehen wollte, trieb ich den Heroismus auch nicht so weit, die Strafe allein auf mich zu nehmen. Um den Preis von zwei Sous erkaufte ich mir Aristides' Schweigen, und als der Donnerstag gekommen war, hielt ich ohne Gewissensbisse mit dem Esel Cadet Schritt, auf dessen

Rücken Frau Mouginot zwischen zwei riesigen Vorratskörben thronte.

Ach, welch herrlicher Tag war dieser der Tyrannei Pestels geraubte Donnerstag! ... Die Ebene war vom Sonnenschein überflutet; die Schmetterlinge gaukelten auf den blühenden Kleeäckern von Blume zu Blume, die Wälder strömten würzigen Geruch aus und die wilden Kirschbäume waren mit glänzendroten Früchten beladen. Wir spielten „Meine Tante, deine Tante“ und ich gewann zehn Sous; das Mittagessen war üppig, die Gäste guter Dinge und man kehrte erst bei sinkender Nacht in die Stadt zurück. Allein, als das Fest zu Ende ging, bemächtigte sich meiner eine dumpfe Unruhe, die immer größer ward, je näher wir dem Hause kamen, und als wir die Schwelle der Apotheke überschritten, wurde ich völlig den Gewissensbissen zur Beute, die ich des Morgens so leichtherzig in den Wind geschlagen hatte. Trübsinnig legte ich mich zu Bett, ich schlief schlecht, wachte mitten in der Nacht auf und dachte angstvoll an das, was mir der Morgen in der Pension bringen werde. Ich wünschte, daß diese Nacht nie zu Ende ginge. In der Stille unsres dunklen Kämmerleins hörte ich die Uhren schlagen. ... Drei Uhr! ... In fünf Stunden mußte ich in die Klasse.

Ich versuchte einzuschlafen, um nicht mehr denken zu müssen, allein sobald ich die Augen schloß, befiel mich ein Alpdrücken; ich sah im Traum Herrn Pestel sein Lineal schwingen und seine grauen Augen unter den buschigen Brauen hervor zornige Blicke auf meinen leeren Platz schleudern. Ich schreckte aus dem Schlummer auf. Schon läutet der Angelus. ... Noch eine Stunde Frist. ... Ich krieche unter meine Decke und komme erst wieder hervor, als mich Aristides, schon völlig angezogen, zum Frühstück ruft. Trotz der Hitze kleide ich mich fröstelnd an, zwinge mich, eine Tasse Milch hinunterzuwürgen, obgleich mir der Hals wie zugeschnürt ist, nehme meinen Ranzen auf den Rücken und fort geht's.

„Was willst du jetzt Vater Pestel sagen?“ fragt Aristides boshaft.

Ich antworte nur mit einem Achselzucken, allein mein Schritt wird langsamer und ich schleiche weiter wie ein geprügelter Hund.

Schon stehe ich am Thor der Pestelschen Pension; mein Herz krampft sich zusammen und Eiseskälte überläuft meinen

Rücken. Wir durchschreiten den menschenleeren Hof; alle Zöglinge sind schon im Schulzimmer, denn wir kommen zu spät.

Aristides öffnet die Thüre und ich vernehme ein dumpfes Getöse und alle Köpfe wenden sich mir zu. Noch habe ich keine drei Schritte ins Zimmer hinein gemacht, als schon der fürchterliche Pestel mit seiner zusammengekniffenen, narbigen Lippe hochaufgerichtet vor mir steht und schreit: „So, da bist du endlich, du Schandbube! ... Warum bist du gestern nicht in den Arrest gekommen?"

Mit niedergeschlagenen Augen stammle ich: „Ich ... ich habe ... es vergessen!"

„Du hast ein sehr kurzes Gedächtnis! Aber das soll dir schlecht bekommen! ... Ich kann einen so unverbesserlichen Buben, der allen seinen Kameraden ein so schlechtes Beispiel gibt, nicht hier behalten. ... Geh hin, von wo du hergekommen bist, du räudiges Schaf; ich jage dich fort und werde deine Angehörigen noch heute morgen davon benachrichtigen. ..."

Pestel reißt die Thüre wieder auf, und nachdem er mich hinausgestoßen hat, bleibt er noch einige Augenblicke drohend auf der Schwelle stehen und schreit mir nach: „Hinaus! Hinaus! ... Pack dich aus dem Hof! ... Fort mit dir! Fort mit dir!"

Viertes Kapitel.

Aristides hatte seinem Vater einen Brief von Herrn Pestel überbracht, durch den Herr Viktor Mouginot von meiner Ausstoßung benachrichtigt wurde. Als ich nach Hause kam, nachdem ich den ganzen Morgen kläglich in der Stadt herumgeirrt war, packte mich mein Onkel, ohne ein Wort zu sagen, am Kragen und warf mich in ein altes Laboratorium, in dem ich meine Mahlzeiten einzunehmen hatte und das ich nur verlassen durfte, um zu Bette zu gehen. Nachdem ich drei Tage in dieser Haft verbracht hatte, öffnete sich eines Morgens die Thür meines Gefängnisses und Onkel Viktor stieß mich an den

Schultern hinaus: „Folge mir, du Taugenichts!“ befahl er lakonisch.

Wo wird er mich wohl hinführen? ... Wir schritten über den mit Osterluzei bewachsenen Hof, wir stiegen die Treppe hinauf und er machte zu meiner großen Verwunderung vor der „guten Stube“ Halt, einem Raum, den man höchstens dreimal des Jahres benützte. Er öffnete die Thür, zog mich am Arm ins Zimmer hinein, und da stand ich plötzlich, ganz verblüfft, vor fünf Personen, die auf dem Sofa und den resedafarbenen Plüschfauteuils feierlich im Kreis herumsaßen. Die Fenster standen weit offen, aber trotz des warmen Sonnenscheins draußen war das wenig benützte Zimmer von einer wahren Kellerluft erfüllt und machte mit der grauen Marmortischplatte, dem spiegelblank gebohnten Fußboden, mit der Standuhr unter ihrer Glasglocke und mit den florverhüllten Kandelabern einen äußerst frostigen Eindruck. Nach und nach erholte ich mich von meiner Bestürzung und vermochte nun die einzelnen Gestalten der Versammlung zu erkennen.

Steif, fest geschnürt, von einem roten Kaschmirshawl mit weißen Palmen umhüllt, thronte Frau Natalie Mouginot-Tupin in stolzer Einsamkeit auf dem Sofa, und ihr hageres, von langen, hellblonden Locken umrahmtes Pferdegesicht lächelte hochmütig und verächtlich unter einem grünen, mit gleichfarbiger Straußenfeder geschmückten Samthut hervor. Einige Schritte von ihr entfernt saß ihr Gatte, mein Onkel Mouginot-Tupin, respektvoll auf dem Rand seines Sessels. Er war ein kleiner Mann mit unbedeutendem Gesicht, das aussah, als sei es aus Papiermaché gemacht, und an dem nur die besonders lange Nase, das Blinzeln seiner allzunah beisammenstehenden Augen und die gelbe Farbe seiner spärlichen, auf dem Schädel zusammengekämmten Haare bemerkenswert waren. Von Zeit zu Zeit richtete er einen schüchternen Blick auf seine Frau, dann wühlten seine Finger unruhig in der Tasche seines Rockes herum und brachten ein rundes Büchschen zum Vorschein. Das kleine, gute Männchen öffnete das Schildpattbüchschen und schob verstohlen ein Stückchen Hustenzucker in den Mund, um sich etwas Haltung und Beschäftigung zu geben.

In eine wattierte Kapuze eingewickelt, saß Tante Mouginot-Péchoin mit ihrer Neuralgie in einem großen Lehnsessel

in der Nähe ihres Schwagers und warf ab und zu einen bitterbösen Blick auf ihre majestätische Schwägerin. Hinter ihrem Sessel stand hochaufgerichtet Gottlieb Jakobi. Noch eine andre Persönlichkeit saß bequem in einen Sessel zurückgelehnt und klopfte mit ihrem Stock liebkosend auf ihre übereinander geschlagenen, in Gamaschen steckenden Beine. Es war ein kräftiger Mann mit schwarzem Bart, gebräunter Gesichtsfarbe und kurzgeschorenem Haar; seinen sauberen, weiten, aber altmodischen Kleidern konnte man ihre ländliche Herkunft auf eine Meile ansehen. Er hatte klare, schwarze Augen, rasche Bewegungen und ein offnes, freies Gesicht.

Obgleich ich ihn nur zweimal, und dies vor langer Zeit, gesehen hatte, erkannte ich ihn doch: es war Herr Marcel Delorme, ein Vetter meiner Mutter, Direktor der Papiermühle zu Jeand'heurs.

Onkel Viktor führte mich in die Mitte des Zimmers, während die Blicke der fünf anwesenden Personen auf mich gerichtet waren; dann lehnte er sich ans Kamin, zog seine Rockärmel über seine knochigen Fäuste herunter, deutete auf mich und begann: „Da steht der Delinquent! ... Um über ihn zu beraten, habe ich euch hieherbemüht. Mit Ausnahme des Herrn Advokaten Jakobi, den ich als Freund beigezogen habe, seid ihr alle mit ihm verwandt. ... Man hat den Schlingel aus der Schule gestoßen; kurz, er hat alle möglichen schlechten Eigenschaften; meine Geduld ist zu Ende, und ehe ich strenger gegen ihn vorgehe, möchte ich die Familie zu Rate ziehen. ... Du bist der Aelteste," wandte er sich an Mouginot-Tupin, „und dir steht es zu, zuerst deine Meinung zu äußern. ..."

Also aufgerufen, erbebt der kleine Mann auf seinem Stuhl, zieht seine Bonbonniere hervor, schiebt ein Stückchen Hustenzucker in den Mund und sagt mit belegter Stimme: „Wie, Jacques, du läßt dich aus der Schule werfen? ... In deinem Alter! ... Es ist eine Schande! ..."

„Palamedes," unterbricht ihn Madame Mouginot-Tupin würdevoll, „du hast nicht nötig, deinem Neffen eine Moralpredigt zu halten! ... Das ist Sache seines Vormundes, der seine Erziehung zu leiten hat. ... Uns hat man nicht zu Rate gezogen, und wir können, Gott sei Dank, nichts dafür, daß die Sache diese Wendung genommen hat!"

„Wollen Sie etwa damit sagen, daß wir ihn schlecht er-

zogen haben, Madame?“ frägt Frau Mouginot-Péchoin in scharfem Ton.

„Ich behalte meine Meinung für mich, Madame.... Jeder hat seine Verantwortung selbst zu tragen!“

„Ich scheue vor der meinen nicht zurück,“ entgegnet Onkel Viktor verdrießlich; „ich habe euch auch nicht zusammengerufen, um über das abzuurteilen, was ich gethan habe, sondern damit wir beschließen, was jetzt zu thun ist. ... Pestel hat diesen Taugenichts hinausgeworfen, weil er nichts lernt und sich so schlecht aufführt. ... Ich frage euch, ob es selbst im Interesse des Kindes nicht angezeigt wäre, ihn ein Handwerk lernen zu lassen? ...“

„Das wäre ja eine rechte Ehre für die Familie!“ seufzte Frau Mouginot-Tupin spöttisch; „ein Mouginot als Kaufmann mag zur Not noch gehen, aber ein Handwerker ... so herunterzukommen!“

„Ein Kaufmann, der arbeitet, Madame,“ erwidert Tante Viktor, sich in die Brust werfend, „ist mir lieber, als ein Rentner, der seine Zinsen verzehrt und noch von seinem Kapital einbrockt, um mit vornehmeren Leuten verkehren zu dürfen.... Ich habe übrigens nicht gewußt, daß die Tupins so weit her sind!“

„Mein Vater war Gerichtsbeamter, Madame!“

„Wirklich? — Sehr richtig, er war ja Gerichtsschreiber ... als solcher hat er wohl zu den unabsetzbaren Richtern gehört?“

„Das ist denn doch zu stark,“ schreit die aus dem Geschlechte der Tupins, sich in ihren roten Kaschmirshawl hüllend, „Sie mißbrauchen den Umstand, daß Sie in Ihrem eignen Hause sind, um uns Grobheiten zu sagen. ...“

„Beruhigen Sie sich, meine Damen,“ unterbricht nun Vetter Delorme lachend die Streitenden, „es gibt gar kein geringes Handwerk und man beurteilt einen Menschen nur nach seinem persönlichen Wert. ... Obgleich ich noch nicht um meine Meinung gefragt worden bin, will ich sie doch sagen, um der Sache ein Ende zu machen. ... Daß der Junge keine Freude am Lateinischen hat, ist schade, aber noch lange kein Grund, an ihm zu verzweifeln. ... Wollen Sie ihn mir anvertrauen? Ich werde ihn unsrem Schulmeister zu Hause übergeben und mit vierzehn Jahren tritt er als Lehrling in die Papiermühle ein.“

„Also soll er auf dem Lande verbauern," höhnte Frau Mouginot-Tupin, „das setzt allem die Krone auf."

Während dieser Erörterungen stand ich unbeweglich auf einer runden Matte inmitten des Zimmers. Es demütigte mich furchtbar, vor all diesen Menschen so heruntergeputzt zu werden, und ich wurde ganz schamrot. Allein trotz meiner Verlegenheit beobachtete und beurteilte ich die Anwesenden, die mir nicht viel Ehrfurcht einflößten, mit der ganzen Respektlosigkeit der Jugend. Der einzige, der mir zusagte, war der Vetter Delorme, aber trotzdem fühlte ich mich durch sein Anerbieten, mich nach Jeand'heurs mitzunehmen, durchaus nicht geschmeichelt. Mein ruhmsüchtiger, das Glänzende liebender Kinderkopf war der Ansicht, ich sei zu Größerem berufen, die Aussicht, als Lehrling in die Papiermühle einzutreten, erschien mir erniedrigend, und ich zitterte vor Angst, Onkel Viktor könnte den Vorschlag des Vetters annehmen.

Glücklicherweise kam ich mit der Angst davon. Im Grunde war nämlich der Apotheker nicht so sehr darauf aus, sich von mir zu trennen, denn er berechnete zweifelsohne, daß ihm dann nicht nur das Geld, das die Mouginot-Tupins für mich bezahlten, nicht mehr zukommen würde, sondern daß er dem Vetter Delorme das auf ihn selbst fallende Dritteil meiner Unterhaltungskosten noch auszahlen müßte. Ans Kamin gelehnt, antwortete er deshalb dem Verwalter mit einer abweisenden Bewegung: „Nein, Herr Delorme, das Kind ist mir anvertraut worden und ich behalte es. . . . Ich habe im Gegenteil die Familie heute zusammenberufen, um mir unbeschränkte Vollmacht von ihr erteilen zu lassen, denn dieser Bursche soll lernen, daß er seine Schuldigkeit zu thun und stramm zu gehorchen hat."

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden," begann Delorme wieder, „ich bin selbst für die Disziplin. . . . Aber wir wissen ja noch nicht einmal, wegen welches Vergehens er aus der Schule gewiesen worden ist."

„Er hat seinen Lehrer hintergangen," erwiderte Tante Viktor; „man hat ihm Arrest diktiert, und statt seine Strafe abzusitzen, hat er die Frechheit gehabt, mit uns in den Wald zu gehen und sich zu vergnügen."

„Deshalb braucht er noch nicht gleich gehenkt zu werden," brummte der Verwalter nachsichtig.

„Zu meiner Zeit war man anders," erklärte Onkel Mou-

ginot-Tupin feierlich, „man mußte gehorchen, und wenn man gestraft wurde, so beugte man sich.“

„Na, das ist gut!“ gab Delorme achselzuckend zurück. „Ich hätte euch alle miteinander sehen mögen, als ihr so alt wart, wie der arme Tropf da! ... Ihr werdet wohl auch keine Heiligen gewesen sein und so gut wie ich mehr als einmal hinter die Schule gegangen sein!“

„Das heiß' ich einem Kind ein gutes Beispiel geben!“ protestierte Tante Viktor empört.

„Herr Delorme,“ stammelte Mouginot-Tupin ganz entrüstet, „ich bin niemals eingesperrt worden! ... Ich bin stets ein artiges, folgsames Kind gewesen!“

„Um so schlimmer,“ gab Herr Delorme barsch zurück, „allzu artige Kinder pflegen in reiferem Alter Hasenfüße zu werden!“

„Hasenfuß!“ Frau Mouginot-Tupin war innerlich überzeugt, daß ihr Gatte diese Bezeichnung wohl verdiente, allein sie hatte keine Lust, sich dies sagen zu lassen. Wieder erhob sie sich, zog ihr rotes Tuch fester um sich, warf Herrn Mouginot-Tupin einen gebieterischen Blick zu und rief: „Komm, Palamedes! Das ist zu stark, wir sind nicht hiehergekommen, um uns von einem Bauerntölpel beleidigen zu lassen!“

Die Unterhaltung droht wieder in Schimpfreden auszuarten; schon nehmen die Gesichter einen herausfordernden Ausdruck an; schon schießen die Augen Blitze — da wird an die Thüre geklopft, gerade als der Sturm sich zu entfesseln droht, Adele streckt den Kopf herein und meldet: „Herr Scipio Mouginot!“

Wechselnde Empfindungen spiegeln sich auf den Gesichtern der Anwesenden: Ueberraschung, Neugierde, Besorgnis und Verachtung.

„Ja, ich bin's, liebe Freunde!“ ruft eine lauttönende Stimme.

Und durch die weitgeöffnete Thüre tritt ein Mann von mehr als fünfundvierzig Jahren herein, der noch recht jugendlich aussieht für sein Alter. Sein Anzug bestand in einem eleganten hellgrauen Ueberzieher, einem zugeknöpften Gehrock darunter, nebst Beinkleidern und Gamaschen aus Nanking. Den klugen viereckigen Kopf mit den sorgfältig rasierten Lippen, dem blonden Backenbart und den starken, noch kaum ergrauten Haaren trug er ziemlich hoch. Seine blauen Augen hatten

etwas Keckes, Liebkosendes und Einschmeichelndes, das einen förmlich magnetisierte. In der einen Hand hielt er einen grauen Kastorhut und in der andern eine ziemlich dickleibige Aktenmappe aus Saffianleder. Rasch legte er Hut und Mappe auf den Marmortisch, breitete seine beiden Arme nach dem sauer dreinblickenden Mouginot-Péchoin aus und rief: „In meine Arme! An mein Herz!"

Er umarmte Onkel Viktor, drehte sich behende auf dem Absatz herum und drückte Mouginot-Tupin, der sich vergeblich wehrte, an seine Brust. Eine neue Wendung, und Scipio verbeugt sich vor dem stolzen Sprößling der Tupins und küßt der Dame galant die Fingerspitzen; dann kommen Frau Mouginot-Péchoin, die zwei Küsse auf die Wangen erhält, und Herr Delorme an die Reihe, dem der neue Ankömmling die gebräunte Hand schüttelt.

Mit großen Augen beobachtete ich diese Scene und konnte nicht umhin, die Sicherheit und die geschmeidige Eleganz Scipio Mouginots zu bewundern, den man meiner Meinung nach stets verleumdet und dessen unverhoffte Ankunft etwas völlig Romanhaftes hatte. Gerade so hatte ich mir ihn gedacht, so sein Erscheinen erwartet.

„Wie glücklich bin ich, euch wiederzusehen!" sagte er und wischte sich die Augen mit einem feinen, orangefarben geränderten Battisttuch; „bis zu Thränen gerührt bin ich, mich wieder unter den Meinen zu sehen! ... Ich komme aus den Vogesen und wollte nicht durch Villotte reisen, ohne euch alle zu umarmen, ohne meine Neffen kennen zu lernen. ... Wo sind sie? ... Ah, da haben wir ja schon einen," fuhr er fort, als er mich bemerkte; „das ist Jacques, nach den schwarzen Augen zu schließen. ... Wie groß er geworden ist und was für ein hübsches Kind! ..."

„Unkraut gedeiht!" unterbrach ihn Madame Mouginot-Péchoin höhnisch.

Ohne auf sie zu hören, hob er mich in die Höhe, liebkoste mich und küßte mich auf beide Wangen.

Die andern, verblüfft durch die Lebhaftigkeit und die Sicherheit dieses Tausendsasas, sahen zu und zeigten sich mißtrauisch und zurückhaltend. — Endlich ließ er mich wieder zur Erde nieder, sah sich um, bemerkte alle die verdrießlichen, mißtrauischen, eisigen Gesichter und rief: „Aber was habt ihr denn? Was geht hier vor? ... Ihr seid ja alle so ernst und

steif wie Richter, die eben ein Todesurteil ausgesprochen haben. . . ."

Herr Gottlieb Jakobi nahm es auf sich, ihm zu erklären, wie richtig seine Vermutung war und welche Verbrechen ich begangen hatte.

Scipio Mouginot nahm eine strenge, väterliche Miene an, hinter der er ein Lächeln zu verbergen suchte.

„Hm," murmelte er, „das ist ja recht fatal. . . . Aber man muß Gnade für Recht ergehen lassen: ich wäre untröstlich, wenn mir die Freude über meine Rückkehr durch die Thränen dieses Kindes getrübt würde. . . . Dieser Tag soll rot angestrichen werden. Meine lieben Freunde, ich hoffe, daß ihr mir Jacques' Begnadigung gewähren werdet für die gute Nachricht, die ich euch bringe. . . ."

„Was für eine Nachricht wäre denn das?" fragte Onkel Viktor mürrisch.

„Die Nachricht von einer unschätzbaren Entdeckung, von einer Entdeckung, die fruchtbarer sein wird, als eine kalifornische Goldmine. . . . Ich bin endlich auf die Ader gestoßen!"

„Was will er denn mit seiner Ader sagen?" flüsterte der kleine Mouginot ganz verdutzt.

„Ich habe ein Verfahren zur Herstellung eines neuen Militärtuches entdeckt," fuhr Onkel Scipio pomphaft fort, „eines festen, dauerhaften Tuches, das im Sommer leicht, im Winter warm ist . . . eines hygieinischen Tuches, das die Gesundheit des Soldaten schützt und doch fabelhaft billig sein wird. Meine Erfindung ist demokratisch und patriotisch zugleich; sie wird die ganze einschlägige Industrie über den Haufen werfen. . . . Ich habe ein Patent genommen. . . . Hier ist es!" rief er und klopfte auf seine Mappe. „Ich habe die festesten Versprechungen vom Kriegsminister und hinter mir stehen Kapitalisten, denen kein Opfer zu groß ist. Wir gründen eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von einer Million, das von zweitausend Aktien à fünfhundert Frank repräsentiert wird. Sie sind beinahe alle gezeichnet und auf der Börse ganz vorzüglich notiert. . . . Ihr seht, meine Lieben, ihr habt allen Grund, euch zu freuen und ein fettes Kalb zu schlachten. Ich komme eben aus den Vogesen, wo ich die ersten Einrichtungen zur Fabrikation unserer Stoffe getroffen habe. Ehe der Monat um ist, haben wir die Bestellung des Kriegsministeriums in Händen, und ehe das Jahr zu Ende geht, streichen wir eine

Million ein. . . . Ihr sollt die Erstlinge meines Erfolges genießen, der mich um so mehr beglückt, als er mich in den Stand setzt, meinem Bruder Viktor gleich nach meiner Rückkehr nach Paris die Vorschüsse zurückzuerstatten, die er mir gemacht hat."

Bei diesen Worten glättete sich Onkel Viktors Stirn. Ich selbst war wie bezaubert und starrte mit einer Art frommer Scheu auf diesen beredten Millionär, von dessen Lippen ein goldener Wiederschein auszustrahlen schien. Die Beredsamkeit Onkel Scipios wirkte sichtbare Wunder. — Das Patent, die Versprechungen des Ministers, die in den Vogesen gekaufte Fabrik — das alles machte einen so thatsächlichen, gediegenen, offiziellen Eindruck, daß die Sache diesen Villotter Spießbürgern, die eine Rente von fünftausend Franken für Reichtum anzusehen pflegten, äußerst imponierte. — Frau Mouginot-Tupin begann Onkel Scipio für sehr „distinguiert" zu halten; ihr Gatte war ganz verblüfft und bemühte sich vergeblich, den Zusammenhang zwischen diesem Tuch und der Ader zu entdecken, die sein Bruder gefunden zu haben behauptete. Herr Gottlieb Jakobi war durch die wohlklingenden, prahlerischen Redensarten dieses Parisers völlig gewonnen, und nur Herr Delorme und meine Tante Mouginot-Péchoin blieben halsstarrig. — Als er sah, daß die Dame ihre zusammengekniffenen Lippen noch immer nicht öffnete, wandte sich Onkel Scipio mit gewinnendem Lächeln an sie: „Ich habe hier eine Kleinigkeit für Sie, liebe Schwester."

Er suchte in den Taschen seines Ueberziehers und zog ein kokettes Lederetui hervor, das er halb öffnete und aus dem eine Schere, ein Fingerhut, ein Pfriem ꝛc. in blankem Stahl hervorblitzte.

„Gestatten Sie mir, Ihnen einstweilen ein kleines Andenken an Plombières zu überreichen. . . . Ein Arbeitsnecessaire, das ich in keine bessren Hände zu legen wüßte, als in die einer Hausfrau, die für mich das Ideal aller häuslichen Tugenden ist. . . ."

Endlich geruhte Tante Viktor zu lächeln. Sie murmelte ein paar dürftige Dankesworte, sackte das Etui ein und man merkte, daß sie sich von dieser Aufmerksamkeit geschmeichelt fühlte.

„Verzeihen Sie Jacques um meinetwillen," drang Scipio in sie.

„Das geht mich nichts an," erwiderte sie übellaunig; „wenden Sie sich an Ihren Bruder!"

Onkel Viktor begnügte sich damit, die Achseln zu zucken.

„Aber wo ist denn mein Neffe Aristides?" fragte Onkel Scipio mit neuem Interesse.

„In seiner Pension. . . . Er ist fleißig," entgegnete meine Tante.

„Er kommt erst heute abend nach Hause zurück," ergänzte Onkel Viktor ihre Worte; „iß bei uns, dann kannst du ihn sehen."

„Ich nehme ohne Umstände an, aber nur unter der Bedingung, daß du mit mir im Gasthof ‚zum Schwan', wo ich abgestiegen bin, frühstückst und Jacques erlaubst, auch mitzugehen. . . . Ich habe ein kleines Mädchen im Gasthof zurückgelassen und hoffe, daß meine Neffen es freundlich aufnehmen werden."

„Was, ein kleines Mädchen!" rief Onkel Viktor, schnell wieder verdüstert, „hast du denn jetzt eine Tochter?"

„Sie gehört nicht mir; sie ist das Kind eines unsrer Kommanditäre. . . . Man hatte das Mädchen aus Gesundheitsrücksichten in die Berge geschickt und ich bringe sie jetzt zu ihren Eltern zurück."

Diese Erklärung beruhigte den Apotheker wieder; er aß gerne was Gutes und verschmähte ein feines Frühstück nicht, das ihn nichts kostete. Er sagte zu und erlaubte, wenn auch widerwillig, schließlich doch, daß ich mit kam.

„Und du," wandte sich Scipio an Mouginot-Tupin, „hältst du auch mit, Palamedes?"

Palamedes hätte gar gerne angenommen, aber Frau Mouginot, geborene Tupin, war nicht also gesonnen.

„Danke, Herr Scipio," erwiderte sie trocken, „Palamedes gebraucht eine Kur und ißt nie außer Hause. . . ."

Scipio Mouginot lächelte, ergriff seine Aktenmappe und seinen grauen Hut, verbeugte sich galant vor den Damen, leicht vor Jakobi und Vetter Delorme, und dann gingen wir alle drei in die Apotheke hinab, wo Onkel Viktor seinem Lehrling noch Gott weiß was für Verhaltungsbefehle einschärfte. Endlich waren wir draußen; ich atmete erleichtert auf und war ganz glücklich, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein. Ich segnete die von der Vorsehung so glücklich gefügte Dazwischenkunft des Onkels aus Paris und

suchte selbstbewußt mit den beiden Brüdern Schritt zu halten; so erreichten wir bald den Gasthof „zum Schwan", dessen weiße Vorderseite uns im hellen Sonnenschein gastlich entgegenleuchtete.

Fünftes Kapitel.

Die geringfügigsten Einzelheiten pflegen sich dem Gedächtnis eines Kindes am tiefsten einzugraben, und so sehe auch ich den Speisesaal des „Schwans" noch heute vor mir. An einem der auf die Straße gehenden Fenster hatte Onkel Scipio einen runden Tisch für vier Personen decken lassen, und auf jedem Gedeck stand eine als Bischofsmütze gefaltete Serviette, und in den Falten jeder Serviette ruhte ein kleines, goldgelbes Brötchen, wie man es bei Tante Mouginot nie zu sehen bekam, und das allein schon die schönsten Hoffnungen auf kommende Genüsse in mir erweckte. Onkel Scipio verließ uns einen Augenblick und kehrte dann mit einem etwa zehnjährigen Mädchen zurück, dessen bloßer Anblick mich schon in ehrfurchtsvolle Bewunderung versetzte.

„Das ist meine kleine Freundin Alice," sagte er zu Onkel Viktor.

Dann wandte er sich zu mir: „Ich hoffe, ihr werdet gute Freunde werden, Jacques . . . komm, gib ihr einen Kuß!"

Herr Viktor Mouginot beschränkte sich darauf, ein „Guten Morgen, Kleine" zu murmeln, was durchaus nicht liebenswürdig klang. Ich näherte mich dem kleinen Mädchen schüchtern und wagte kaum ihre samtweiche Wange mit meinen Lippen zu berühren, so viel eleganter und feiner erschien sie mir als die übrigen Kinder meiner Bekanntschaft.

Sie sah aber auch thatsächlich aus wie eine Prinzessin, die kleine Alice, in ihrem elegant gemachten schottischen Kleid, mit ihren feinen, bis zum Knie von haselnußfarbenen Tuchgamaschen umschlossenen Beinen und den kleinen, in Goldkäferschuhen steckenden Füßchen! Sie war klein und schmächtig und hatte eine weiße, nur allzuweiße Haut, länglich geschnittene

braune Augen und eine Fülle schwarzen lockigen Haares, das ihr über die Schultern hinabfloß. Die tiefblickenden Augen und die dunklen Haarwellen hoben die Blässe der Hautfarbe noch mehr hervor. Mit diesem anmutigen Aeußern verband sie das artige, natürliche Benehmen einer Erwachsenen und einen Ernst, der mich verlegen machte. Man hatte ihr den Platz neben mir angewiesen. — Ein schwarzgekleideter Kellner mit weißer Halsbinde trug die Schüsseln auf und bediente uns geräuschlos. Es gab eine Menge guter Sachen, die seltene Erscheinungen auf dem Tisch der Mouginot-Péchoins waren; aber mir machte es so großes Vergnügen, zuzusehen, wie zierlich Alice Messer und Gabel handhabte, daß ich dem, was ich aß, gar keine Aufmerksamkeit mehr schenkte. Von Zeit zu Zeit blinzelte sie verstohlen zu mir herüber, und ein Lächeln spielte um ihre Mundwinkel, wenn sie sah, wie linkisch ich mich benahm. — Treu den Gewohnheiten des Hauses Mouginot-Péchoin, bemühte ich mich eben, mein Brötchen zu zerschneiden, da sagte Alice mit ihrer klaren, etwas herrischen Stimme: „Man schneidet sein Brot nicht, man bricht es mit den Fingern auseinander!“

Ich war sprachlos und das Blut stieg mir zu Kopfe; jedem andern hätte ich eine solch demütigende Bemerkung sehr übel vermerkt, aber aus dem Mund dieser Pariserin entzückte sie mich. Ich war meiner Nachbarin sehr dankbar, daß sie mir so viel Aufmerksamkeit schenkte, und bemühte mich, ebenso, wie sie es that, mein Brot zu brechen. Meine Folgsamkeit mußte ihr wohl gefallen, denn sie lächelte nachsichtig und geruhte, eine Unterhaltung mit mir zu beginnen: „Ist das dein Vater,“ flüsterte sie, „der uns mit so bösen Augen ansieht?“

Herr Viktor Mouginot befand sich in lebhaftem Gespräch mit seinem Bruder, der ihm in beredten Worten die Vorzüge seines hygieinischen und patriotischen Tuches auseinandersetzte, so daß er glücklicherweise die wenig respektvolle Bemerkung über seine Augen nicht vernahm; ich erwiderte meiner kleinen Nachbarin auf ihre Frage: „Nein, das ist mein Onkel, der Vater meines Vetters Aristides.“

„Und dein Vater?“

„Der ist gestorben und meine Mutter auch.“

„Mein Vater ist auch gestorben, aber ich habe noch Mama und sie hat mich sehr lieb.“

„Ihr wohnt dort drüben in den Vogesen?"

„Nein ... in Paris. ... Ich bin bei einer Tante zu Besuch gewesen, um Waldluft zu atmen; es hat mir sehr gut gefallen, denn die Wälder sind voll Blumen, aber so schön wie in Paris war es doch nicht. ... Ich freue mich, bis ich wieder heimkomme!"

„Geht man in Paris auch in Pensionen?"

„Ja, die andern ... ich nicht. Mama behält mich bei sich, weil ich nicht sehr gesund bin. ... Sie gibt mir selbst Stunden und korrigiert meine Aufgaben."

„Lernst du rechnen?"

„Natürlich, und noch viel andres."

„Kannst du dividieren?"

„Versteht sich. ... Wundert dich das?" gab sie lachend zurück.

Ich betrachtete sie voll Bewunderung und Neid und fuhr fort: „Hast du vielleicht auch die Aufgabe von dem Wasserbecken und den zwei Brunnen gemacht?"

„Ich glaube nicht. ... Uebrigens ist das Rechnen nicht meine stärkste Seite. ... Geschichte ist mir das liebste. ... Ludwig XIV., Anna von Oesterreich, Mazarin, die Musketiere. ... Die habe ich gesehen, die Musketiere, in der Porte-Saint-Martin. ... Sonntags darf ich manchmal mit Mama hingehen. ... Kommst du hier auch ins Theater?"

„Ich? ... Nie!"

Schon bei dem Gedanken, daß eine solche Frage in Gegenwart meiner Tante Mouginot gestellt werden könnte, überlief es mich eiskalt. Denn Madame Viktor hielt alle Schauspieler für verworfene Geschöpfe und das Theater für eine Stätte des Verderbens. Gleichwohl sollte Alice nicht denken, ich lebe unter Wilden, und deshalb fügte ich prahlerisch hinzu: „Bei uns geht man nicht ins Theater. ... Aber es gibt eins in Villotte, in dem eine Truppe an Fastnacht und während der Maimesse spielt."

Verächtlich warf meine kleine Freundin die Lippen auf und entgegnete: „Ja, herumziehende Gaukler. ... Aber in Paris haben wir Friedrich Lemaître, Lacressonnière ... und Mélingue! ... O, wenn du die in der ‚Jugend der Musketiere' gesehen hättest!"

Und nun begann sie mir mit einer Genauigkeit und einer Lebendigkeit, die mich ganz verblüfften, den Inhalt des Stücks,

Dekorationen und Kostüme zu schildern und mir ganze Dialoge daraus vorzutragen, wodurch meine Bewunderung für dies zehnjährige hübsche, kluge, schwärmerische Mädchen nur noch mehr gesteigert wurde. — Ihre melodische Stimme, der Ausdruck ihrer braunen Augen und die erstaunliche Beweglichkeit ihres Mienenspiels versetzten mich in Entzücken. Sie wurde sich meiner Bewunderung bald bewußt, denn sie war klug und beobachtete fein; sie geruhte sich bewundern zu lassen und nahm mich unter ihren Schutz.

Wir trennten uns als gute Freunde, und als sie abends mit Onkel Scipio bei Mouginot-Péchoins erschien, bekam ich Herzklopfen, so hübsch sah sie aus mit ihrem koketten Hütchen à la Paméla auf dem Kopf.

Bei diesem Familienmahl hatte die Mouginotsche Apotheke ihr Aeußerstes gethan: es gab einen Vol-au-vent, eine gebratene Puthenne, Krebse und einen Reiskuchen. — „Lukullus speist heute bei Lukullus!" rief Jakobi mit Emphase.

Der kleinen Alice schien dies aber keinen Eindruck zu machen. Man hatte sie bei Tisch zwischen Aristides und mich gesetzt; ich sah, daß sie die Tischgenossen mit bedeutend größerem Erstaunen betrachtete, als die Speisenfolge, und ich schloß aus dem spöttischen Aufleuchten ihrer Augen, daß ihr alle diese Landpomeranzen wie eine merkwürdige Gattung von Tieren erschienen. Sie sprach fast gar nicht mit mir und berührte die Speisen kaum. Dagegen übertraf Onkel Scipio sich selbst; er war entzückt von dem saftigen Braten, von den so überaus frischen Krebsen und dem schmackhaften Brot.

„Nur in der Provinz bekommt man noch was Gesundes zu essen," erklärte er.

Und mit Thränen der Zärtlichkeit rühmte er das Bouquet des kleinen Villotter Landweins — kurz, es gelang ihm, die ganze Gesellschaft für sich einzunehmen — Mama Péchoin ausgenommen, die ihm mißtraute und auf ihrer Hut war.

Als man nach aufgehobener Tafel in der guten Stube den Kaffee einnahm, zog mich Alice beiseite und fragte leise: „Ist der kleine Junge, der seine Finger in die Sauce auf seinem Teller tunkt, dein Vetter?"

„Ja, es ist Aristides. . . . Wie findest du ihn?"

„Greulich. . . . Er sieht aus wie ein häßlicher Hanswurst!"

„Trotzdem," sagte ich etwas bitter, „ist er der Liebling des Hauses und alle meinen, ich sei gar nicht mit ihm zu vergleichen."

„Wie einfältig!" gab die kleine Alice zurück, und betrachtete mich von Kopf zu Fuß: „Du bist ungleich hübscher als er!"

Diese Meinungsäußerung des niedlichen, braunäugigen Mädchens that mir ausnehmend wohl, denn sie schmeichelte meiner Schwäche, das heißt meiner Eitelkeit, und verschönte mir dadurch den an und für sich ziemlich langweiligen Abend.

Die Alten waren in eine Partie Boston vertieft; Aristides, der sich überfressen hatte, war auf einem Sofa eingeschlafen, und Alice ruhte schweigend in einem Lehnsessel und schien von Paris und seinen Freuden zu träumen. Durch ihr Schweigen eingeschüchtert und noch zu wenig vertraut mit ihr, wagte ich nicht, sie anzusprechen, sondern begnügte mich damit, das anmutige Wesen, an dem meine Augen mit Entzücken hingen, in der Stille zu bewundern. Am liebsten wäre es mir gewesen, die Zeiger der Uhr wären stillgestanden und Alice hätte sich die ganze Nacht nicht von der Stelle gerührt — und doch sehnte ich mich gleichzeitig nach dem Augenblicke des Aufbruches, weil ich hoffte, beim Abschiednehmen meine kleine Freundin küssen zu dürfen. . . .

Auch Onkel Scipio schien, wie die kleine Alice, mich meinem Vetter Aristides vorzuziehen. Er hatte nicht nur die Blitze von mir abgeleitet, die der Familienrat auf mich schleudern wollte, sondern er hatte auch den grimmen Pestel vermocht, sein Ausweisungsdekret zurückzuziehen. Onkel Scipio selbst führte mich in die Schule zurück. Daß es ihm gelungen war, Pestel zu besänftigen, glaubte ich gerne, aber der Gedanke, daß ich nicht über die nämlichen Zauberkünste verfügte wie mein Onkel, flößte mir nicht gerade Mut ein und meine Angst war mir auf dem Gesicht zu lesen.

„Armer Kerl," sagte Onkel Scipio, „du hast wohl nicht lauter gute Tage in Villotte! . . . In der Apotheke geht's nicht lustig zu, hm? Mein Bruder Viktor hat eine harte Hand und seine Frau ist nicht immer zärtlich, was?"

„Nicht immer, Onkel Scipio."

„Nun, zum Kuckuck! Wenn man es dir zu arg macht, so komm zu mir nach Paris . . . du wirst mit offnen Armen

empfangen werden. . . . Ich werde dir den Sammelpunkt der Künste und Wissenschaften zeigen und verpflichte mich, dich auf den richtigen Weg zum Glück zu lotsen. . . . Das Tuchgeschäft ist dann im Gang und du trittst in unser Comptoir ein, und statt in Villotte zu versumpfen, wirst du ein Pariser. . . ."

„Danke, Onkel Scipio!"

Während er sprach, wurde mir's leichter ums Herz; dieser Teufelskerl hatte die Gabe, einem alles durch farbig glänzende Prismen zu zeigen; er war ein Zauberer und gebrauchte seine Macht allüberall. Mit der Wirtin und mit den Kellnern im „Schwan" stand er zum besten; es war ihm gelungen, meinen Onkel Viktor geschmeidig zu machen, die Ecken meiner Tante Mouginot abzuschleifen und die Mouginot-Tupins auftauen zu lassen. Diese hatten ihn zu Tisch gebeten, und um nicht hinter ihnen zurückzubleiben, veranstalteten die Mouginot-Péchoins ihm zu Ehren am nächsten Sonnabend ein Fest auf dem „Gütchen".

Dieser Sommernachmittag im Wald ist eine meiner liebsten Erinnerungen. An diesem Tag litt meine Tante nicht an Neuralgie und stieg heiter auf ihren Esel, den Onkel Scipio lustig traben ließ, indem er ihm komische Liedchen vorsang. Herr Gottlieb Jakobi hatte Aristides auf sich genommen und erklärte ihm die Harmonie der Natur, wozu dieser aus Leibeskräften gähnte, und ich konnte die Gesellschaft der kleinen Alice voll genießen. Es war mir eine Wonne, sie in die Wunderwelt des Waldes einzuführen und ihr all meine Lieblingsplätzchen zu zeigen. Nur das war lästig, daß sich Aristides wie eine Klette an uns hängte, sobald man an dem Sommerhäuschen angelangt war; halsstarrig bestand er darauf, mit uns durch den Wald zu gehen und alle unsre Gespräche tölpelhaft zu unterbrechen.

„Dein Vetter ist unerträglich," flüsterte mir die kleine Alice ins Ohr.

„Warte nur, wir wollen ihn zu verlieren suchen! . . ."

Wir drangen durchs tiefste Dickicht vor, und während Aristides sich von einem Dornstrauch los zu machen suchte, gelang es uns, einen Seitenweg zu erreichen. Dort faßte ich Alice bei der Hand und wir liefen davon, so schnell wir konnten, ohne uns um das Geschrei des Aristides zu kümmern, der

immer tiefer in die Dornen geriet und wütend rief: „Holla! Wo seid ihr?“

„Hier!“ antwortete die kleine Alice boshaft und zog mich gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung fort.

Wir hatten das Gehölz verlassen und befanden uns nun auf den Brachfeldern; vor uns zog sich die blühende, lichtüberströmte Ebene wellenförmig dahin. Ueber uns schwammen weiße Wölkchen in der tiefblauen, von Lerchengesang erfüllten Luft. Infolge unsers eiligen Laufes war Alice ganz atemlos; ihre Wangen glühten und ihr Herz pochte heftig unter dem schottischen Kleidchen. Sie ließ sich inmitten der Farnkräuter nieder, die hier und dort in großen Büschen die Ebene bedeckten und unter den glühenden Strahlen der Sonne einen starken, an den Geruch schwarzer Johannisbeeren erinnernden Duft ausströmten; ich kniete zu ihren Füßen nieder.

Um sie zu unterhalten und mich in ihren Augen zu heben, fing ich an, ihr die Geschichten über die Ebene und die Wälder zu erzählen, die ich mir ersonnen hatte. Allein die kleine Alice war durchaus nicht wie Aristides, ihr Geist kroch nicht an der Erde hin — im Gegenteil, kühner und fruchtbarer als der meine, erhob er sich in stolzem Flug zum Märchenland. Sie hatte eine Menge Bücher gelesen, die mir völlig unbekannt waren, und in ihrem Köpfchen einen unerschöpflichen Vorrat von Legenden und abenteuerlichen Erzählungen aufgespeichert. Sie war auf dem Gebiet der Feen- und Zaubermärchen völlig zu Hause und meine Geschichten nahmen sich neben den ihrigen gar dürftig aus.

„Nein, nein, so ist es nicht!“ unterbrach sie mich mit sachverständiger Miene. „Wir befinden uns in Brozéliandes Zauberwald; ich bin die Fee Viviane und du, du bist ein Ritter von König Arthurs Tafelrunde. Mit Gefahr deines Lebens bist du in den Wald gedrungen und endlich gelangst du in die Einöde, in die mich der Zauberer Merlin gebannt hat. Schon vom Waldessaum aus erkennst du mich in der wilden Ebene und hörst mich singen ...“

Mit heller, hübscher Stimme, die wie das Zwitschern eines Rotkehlchens klang, hob sie an:

„Schon Monde weilet die stolze Schöne
Im Liebesgarten so fern;
Es sucht sie der Vater; der Freund, der treue,
Er fände sie, ach! so gern!“

„Dann," rief ich hingerissen, „fliege ich im Galopp herbei und befreie dich . . ."

„O, warte. . . . Das geht nicht so schnell! . . . Ich kann mich nicht von der Stelle bewegen wegen des Zaubers, den Merlin auf mich gelegt hat, und ich befehle dir, Alraun und Majoran zu suchen, die jeden Zauber brechen. . . . Nun, so geh doch . . . eile dich!"

Ich gehorche ihr dienstwillig. . . . Da ich weder Majoran noch Alraun finde, bringe ich ihr einen Zweig blühenden Geißblattes und winde die duftenden Blüten als Kranz in ihr Haar, schlinge sie als Schärpe um ihren Leib und als Armband um ihre Handgelenke. Sie sieht so reizend aus, daß ich hingerissen vor ihr niederkniee wie zu den Füßen einer Heiligen.

Die kleine Alice ist nicht überrascht davon, sie ist ja gewöhnt, bewundert und verhätschelt zu werden. Wohlgefällig lächelt sie zwischen den Blütenzweigen hervor und empfängt meine Huldigung wie eine Königin, für die dergleichen selbstverständlich ist.

„Jetzt," fuhr sie fort, „ist der Zauber gebrochen; ich reiche dir meine weiße Hand und sage: ‚Edler Ritter, führet mich auf Euer Schloß!'"

Mit der Gebärde einer Herrscherin streckt sie bei diesen Worten ihren Arm nach mir aus. Die Lerchen zwitschern in der Himmelsbläue, das Geißblatt duftet — es ist köstlich. . . . Ich ergreife die kleine Hand und drücke ehrfurchtsvoll und zärtlich meine bezauberten Lippen darauf. . . .

Da ertönt plötzlich eine harte, unfreundliche Stimme hinter uns: „Nun, was macht ihr denn da?"

Ist es der Zauberer Merlin, der uns in den Rücken fällt, oder ist es eine böse Fee, die uns stört? . . . Nein, es ist nur Tante Viktor Mouginot, die durch das Eulengeschrei ihres Benjamins herbeigelockt, ihm zu Hilfe geeilt war und uns gesucht hatte.

„Warum," fuhr sie in herbem Tone fort, „seid ihr denn dem armen Aristides davongegangen, der doch so gerne mit euch gespielt hätte? . . . Rasch, steht auf! . . . Diese geheimen Spielereien zwischen einem Knaben und einem Mädchen sind durchaus nicht passend!"

Ach! Diesmal war der Zauber gründlich gebrochen! . . . Wir folgten ihr, sie innerlich verwünschend, während uns Ari-

stides, von seiner Rache befriedigt, abscheuliche Grimassen schnitt und so den tückischen Zwerg im Gefolge der bösen Fee darstellte. — Der Rest des Nachmittags war für uns verdorben, denn meine gestrenge Tante wußte die kleine Alice und mich immer auseinander zu halten.

Die Abreise Scipio Mouginots war auf den andern Tag festgesetzt und Onkel Viktor, Aristides und ich begleiteten die Reisenden auf die Bahn. Als wir dort anlangten, stand der Zug schon bereit und die Lokomotive dampfte. Mir war es schwer ums Herz, ich konnte nicht sprechen, aber ich drückte die Hand meiner kleinen Freundin sehr kräftig.

Nachdem er ein Coupé erster Klasse gewählt hatte, blieb Scipio wie ein reisender Prinz davor stehen und rief: „Viktor, die Stunde der Trennung hat geschlagen, aber du sollst in Bälde von mir hören, und zwar werden die Nachrichten, die ich dir zukommen lasse, wahrhaft glänzend sein. So lebe denn wohl!"

Er umarmte den Apotheker, liebkoste Aristides, hob mich in seinen Armen empor und rief laut: „Mut, Mut, Jacques; sei recht fleißig!" . . .

Dann ließ er die Stimme sinken und fuhr, mich an seine Weste drückend, fort: „Wenn man es dir zu arg macht, komm zu mir. . . . Du wirst wie das Kind des Hauses mit offnen Armen und mit offnem Herzen empfangen werden!" . . .

„Einsteigen nach Paris! Einsteigen!"

Kaum hatte ich noch Zeit, meine kleine Freundin zu küssen. Die Thüren wurden zugeworfen; Onkel Scipio streckte seinen Kopf heraus und winkte uns noch zu, während der Zug, in eine Dampfwolke gehüllt, auf den in der Sonne funkelnden Schienen dahinglitt.

Sechstes Kapitel.

Wie ein blendendes Meteor, das einen Augenblick am Himmel aufflammt, einen langen Schweif phosphoreszierenden Lichtes hinter sich läßt und wieder entschwindet — so war Scipio Mouginot über Villotte dahingezogen.

Noch mehrere Tage lang unterhielt man sich in der Mouginotschen Apotheke über den Pariser und besprach dessen neue Aussichten; als indessen Woche um Woche verging, ohne daß eine Nachricht von ihm eingetroffen wäre, begann man den Erfolg des wunderbaren Tuchunternehmens zu bezweifeln. Advokat Jakobi, der es nicht verwinden konnte, daß ihm Onkel Scipio keine Beachtung geschenkt hatte, ließ zuerst einige perfide Bemerkungen fallen; Mama Péchoin meinte, für einen, dem man nicht in die Karten sehen könne, sei es leicht zu lügen; Onkel Viktor zuckte höhnisch die Achseln und meine Tante Mouginot wiederholte mit ihrer scharfen Stimme gar oft: „Es ist eben Schwindel!"

Kurzum, alle kamen von ihrer augenblicklichen Begeisterung zurück und erröteten, daß sie sich von den schönen Redensarten hatten blenden lassen. Das längst verfallene Geld für mich blieb aus und Onkel Viktor bezeichnete seinen Bruder als einen „gemeinen Prahlhans".

Nach und nach kehrte das Leben in der Apotheke in den alten einförmigen Schlendrian zurück und schleppte sich träge und schläfrig dahin; es war, als ob alle darin übereingekommen wären, den Namen Scipio Mouginots nicht mehr zu nennen.

Für mich allein hatte der Onkel aus Paris seinen ganzen Zauber bewahrt und dieser wurde noch verstärkt durch den Glanz, den die lichte Erinnerung an die kleine Alice auf ihn warf. In meinem prosaischen Schuljungenleben bildete die flüchtige Erscheinung dieses feinen und lieblichen Geschöpfes einen förmlichen Roman. Das Zusammentreffen mit ihr hatte ganz neue Empfindungen in mir wach gerufen: eine plötzliche Empfänglichkeit für weibliche Anmut, eine ritterliche Bewunderung für das bleiche, weiße Kind mit den braunen Augen, dessen Schönheit und frühzeitiger Reichtum an Einbildungskraft mich bezaubert hatten. Bis dahin hatten sich meine Gedanken kaum mit den kleinen Mädchen beschäftigt, die ich in der Messe oder auf der Straße traf; ich hielt sie für viel niedriger stehende, schwächere Geschöpfe als die Jungen — und das war alles. Jetzt aber betrachtete ich die kleinen Mädchen, die mir begegneten, aufmerksam und stellte Vergleichungen zwischen ihnen und meinem Ideal an, die immer zu gunsten des letzteren ausfielen, denn neben meiner duftigen Pariserin fand ich die andern schlecht angezogen, schwerfällig, unfein

und bubenhaft. — Während der langen Schulstunden in der Pension drückte ich mich in die Ecke zwischen der Wand und dem äußersten Ende meiner Bank, schloß die Augen und zauberte mir das Bild der kleinen Alice herauf, wie sie, mit Geißblatt bekränzt, ihre tiefen, braunen Augen auf mich heftete und mir ihre weiße Hand reichte. — Was thut sie wohl jetzt, während ich an sie denke? Hat sie mich über den Herrlichkeiten ihres geliebten Paris vergessen? Werde ich sie wohl einmal wiedersehen, und wenn ich sie wiedersehe, wird sie dann wohl geruhen, sich unsers freundschaftlichen Spazierganges in den Gehölzen des kleinen Jura zu erinnern?

Mit Wonne wiegte ich mich in meinen Träumen, bis ich von einer näselnden Stimme aufgeschreckt wurde, die mir in barschem Tone zurief: „Mouginot, du konjugierst mir zweimal ‚ich habe Maulaffen feil, statt aufzupassen‘."

Das zarte Bild der kleinen Alice war der Gefährte meiner Ferien so gut wie der einzige Reiz meiner Schulstunden. An den Nachmittagen, die wir im „Gütchen" verbrachten, ließ ich meinen Vetter Aristides ohne viel Umstände im Stich und pilgerte einsam nach der Brache, zu der Stelle, an der Alice und ich uns an jenem Juliabend gelagert hatten. An dem Platz, auf dem sie gesessen hatte, errichtete ich aus großen weißen Steinen eine Art Monument: in der Mitte machte ich eine Vertiefung, füllte diese mit trockenem Holz und zündete zu Ehren meiner Fee Viviane ein loderndes Freudenfeuer an. Die umstehenden Gesträuche wurden mit Geißblattguirlanden geschmückt und in die Kohlenglut Thymian und Wacholder gestreut, deren duftender Rauch in der ruhigen Luft hoch emporstieg.

So entschwanden die Tage im Flug, und als die ersten Oktobernebel aufstiegen, waren die Ferien zu Ende. Ich kehrte in die Pension zurück und nahm nun, da ich beinahe zwölf Jahre alt war, an dem Vorbereitungsunterricht für die erste Kommunion teil. Mein bis dahin heidnischer Geist nahm nun eine christlich mystische Färbung an und das Bild der kleinen Alice machte eine Art Metamorphose durch: die Fee Viviane verwandelte sich in eine kleine, zarte, lilienblasse Heilige. Ich hatte Anfälle von Frömmigkeit und gelobte mir, von nun an ein fleißiger, emsiger Schüler zu werden, um mich der

Stellung, die Onkel Scipio für mich erträumte, und der kleinen Alice würdig zu machen; allein der Barbarei Pestels gegenüber hielten diese guten Vorsätze nicht stand. Dieser Mensch hatte eine entsetzliche Art, die ihm anvertrauten Köpfe in die Wissenschaften einzuweihen. Mittels eines Rohrstocks und gascognischer Schimpfreden wurden uns die Kenntnisse eingebläut. Dies spartanische System widerte mich in Bälde so an, daß ich in meine alte Faulheit zurücksank und wiederum ein Taugenichts wurde, wie Onkel Viktor in allen Tonarten zu wiederholen beliebte. Strafarbeiten, Nachsitzen und schlechte Noten hagelten nur so auf mich hernieder und das bängliche Heimkommen am Samstagabend wiederholte sich mit jammervoller Regelmäßigkeit. Wenn ich mich des Abends in das Kämmerchen zurückzog, in dem ich mit dem artigen Aristides schlief, so war ich von Widerwillen gegen das Lernen und von Bitterkeit über die grausamen Hohnreden der Familie Mouginot-Péchoin erfüllt. In meinem kleinen Bett zusammengekauert, that ich dann, als ob ich schliefe, und sann über die Worte Onkel Scipios nach: „Wenn man es dir hier zu arg macht, dann komm zu mir, du wirst mit offnen Armen empfangen werden!“ ... Fluchtgedanken keimten in meinem Kopf und ich verlor mich in meine Träume, die alle den nämlichen Ausgangspunkt hatten, das Verlassen der Mouginot-Péchoinschen Apotheke. Schon sah ich mich eines Morgens statt auf dem Weg zu Pestel auf der Reise nach Paris. Wie ich die lange Reise zurücklegen, von was ich unterwegs leben würde, machte ich mir nicht recht klar; ich hoffte aber, daß mir die Wirte, von meinem hübschen Aeußern eingenommen, ihre Gastfreundschaft unentgeltlich angedeihen lassen und liebenswürdige Fuhrleute mich in ihre Wagen aufnehmen würden.

So ging es ja auch in den Geschichten, die ich gelesen hatte. ...

In Paris würde es mir natürlich eine Kleinigkeit sein, Onkel Scipio aufzufinden, denn ich hatte mir seine Adresse auf dem ersten Blatt meiner Grammatik aufgeschrieben, der Onkel wohnte in Nr. 118, Faubourg Saint-Martin. ... War dann die erste freudige Begrüßung von seiten des Onkels vorüber, so wollte ich ihn bitten, mich zu der kleinen Alice zu führen, die, wie sie mir gesagt hatte, ganz in seiner Nähe wohnte. Geräuschlos wollte ich die Thüre öffnen,

wie einer der irrenden Ritter, von denen sie mir erzählt hatte, würde ich vor ihr stehen und ihre weiße Hand an meine Lippen führen. . . .

Mit diesen immer wieder aufs neue aufgebauten Luftschlössern tröstete ich mich über die Widerwärtigkeiten in der Pension und über die groben Ausfälle Onkel Viktors. So kam der Schluß des Schuljahrs heran und ich sah der Preisverteilung nicht ohne schlimme Ahnungen entgegen. Nicht als ob ich mir aus den Papierkronen oder den in Kalbleder gebundenen Büchern, mit denen Herr Pestel die guten Schüler beschenkte, irgend etwas gemacht hätte, allein meine Eitelkeit litt grausam darunter, daß ich von den der Festlichkeit anwohnenden Eltern und sonstigen Eingeladenen für einen unwissenden Knaben gehalten werden mußte. Im vorigen Jahr hatte ich dieser Demütigung entwischen können, allein diesmal wollte Pestel, um den Ruf seiner Schule mehr zu verbreiten, der Preisverteilung einen großartigeren Anstrich geben; er hatte die Geistlichkeit und den Gemeinderat eingeladen und von den Eltern verlangt, daß alle Schüler der Feierlichkeit anwohnen sollten. Da Aristides zahlreiche Belobungen zu erwarten hatte, erklärte Tante Mouginot-Péchoin, ich dürfe dieser Ceremonie, die mir „ein heilsames Beispiel" sein würde, nicht fernbleiben.

Aristides hatte zu dieser Gelegenheit einen vollständigen Anzug aus johannisbeerfarbenem Samt erhalten. Also angethan und mit Ausnahme seines fahlen Gesichtes rot von Kopf zu Fuß, fühlte sich mein Vetter ausnehmend behaglich in dem billigen Baumwollsamt, dessen Brüche im Lichte glänzten. Er betrachtete sich im Spiegel und warf mitleidige Blicke auf meine schäbige blaue Jacke. Von zwölf Uhr an spreizte er sich in der Apotheke, um sich den Kunden in dem leuchtenden Glanze eines guten Schülers zu zeigen, der unter der Last seiner Kronen zusammenzubrechen droht.

Endlich, um ein Uhr nachmittags, erschien Madame Viktor Mouginot-Péchoin in ihr seidenes Gewand und ihren französischen Cachemireshawl gehüllt, auf dem Kopf einen mit Stiefmütterchen bekränzten Hut. Sie nahm Aristides unter ihren Regenschirm, denn es regnete in Strömen, und wir begaben uns nach der Pension, deren Portal weit geöffnet stand.

Pestel hatte seine Sache gut gemacht. Der große Schlaf-

raum hatte sich in einen Festsaal verwandelt und war mit Pflanzen geschmückt; eine bunte Menge wogte hier durcheinander und drängte sich bis nach vorn an einen langen, grünen, mit Büchern und Kronen bedeckten Tisch, an dem die Geistlichkeit und einige Gemeinderäte Platz genommen hatten. Die Schüler saßen in zwei Reihen an den Wänden entlang und im Hintergrund eröffnete die Musik der Nationalgarde die Versammlung mit Trommelwirbeln und rauschender Blechmusik. Pestel erschien in schwarzem Frack und weißer Binde noch länger als sonst und machte mehr als je den Eindruck eines kahlen Geiers. Er erhob sich, bewegte ein Heft hin und her und gab eine langweilige Rede zum besten, die er aus irgend einem pädagogischen Werk abgeschrieben hatte. Die Würdenträger in ihren Lehnsesseln nickten zustimmend mit Kinn und Nase und kniffen sich von Zeit zu Zeit, um eine starke Schläfrigkeit zu überwinden. Die Eltern, die den Blicken weniger ausgesetzt waren, ließen die Pestelsche Beredsamkeit williger auf sich wirken und entschlummerten friedlich auf ihren Stühlen. Das Gedonner der großen Pauke und ein Tusch der Blechmusik schreckte sie plötzlich auf; die Rede war zu Ende und ein Unterlehrer verlas das Programm der Preisverteilung. Die Namen der Sieger wurden durch einen Tusch begrüßt und ich sah sie an mir vorübergehen, sich vor der Estrade verneigen, die Ansprache eines Geistlichen oder eines Gemeinderates anhören und stolz mit ihren bebänderten Büchern zurückkommen. Aristides erhielt vier Preise und fünf Belobungen, und so oft sein johannisbeerfarbener Samtanzug von der Estrade herunterleuchtete, schienen die Musikinstrumente, durch das grelle Rot gereizt, mit verdoppelter Heftigkeit zu ertönen.

Als er zurückging, warf er mir einen verächtlichen Blick zu und sank dann an Frau Viktors Busen, die ihn küßte und that, als ob sie eine Thräne abwischte. Ich muckste mich nicht und versteckte mich so gut als möglich hinter den breiten Rücken meiner bäuerlichen Mitschüler.

Trotzdem war es mir, als sei ich der Zielpunkt aller Blicke, und ich las in den Augen aller Anwesenden: „Nicht einmal eine Belobung hat er! Welch ein Faulpelz!“ Jedenfalls sprach diese so wenig verbindliche Ansicht unverkennbar aus den gelben Augen Madame Viktors und lag in dem kränkenden Lächeln, mit dem Aristides seine Papierkronen und seine Bücher vor mir ausbreitete.

Ich fing an ärgerlich zu werden und hätte meinem unausstehlichen Vetter am liebsten einen Rippenstoß versetzt — es war Zeit, daß die Sache zu Ende ging. . . .

Unter den Klängen einer letzten Fanfare zerstreuten sich die Anwesenden auf der Straße. Der Regen hatte aufgehört, aber die Straße hatte sich in eine einzige bräunliche Schmutzpfütze verwandelt. Tante Mouginot, ganz von dem Aufnehmen ihrer Röcke und den geräuschvollen Glückwünschen ihrer Bekannten in Anspruch genommen, hatte uns weit hinter sich gelassen.

Ich ging neben Aristides her, der sich scheute, die schmutzige Straße zu überschreiten.

„Nimm dich in acht," sagte ich höhnisch, „du machst sonst deinen schönen Anzug aus Johannisbeergelee ganz schmutzig."

„Du siehst wohl, daß ich meine Hosen nicht hinaufschlagen kann," erwiderte er mit wichtiger Miene, „ich habe ja die Arme voll Bücher."

Damit warf er den Kopf zurück und drehte sich um sich selbst wie ein Pfau, der ein Rad schlägt.

„Du hast freilich die Hände frei," fuhr er in herrischem Tone fort, „deine Preise behindern dich wenigstens nicht. . . . Krempe mir meine Hosen auf!"

Er reizte mich immer mehr mit seiner überlegenen Miene! Hielt er mich etwa für seinen Bedienten? . . . Ich betrachtete den flüssigen Schmutz, den schönen roten Anzug, und ein teuflisches Rachegelüste, eine unwiderstehliche Versuchung stieg in mir auf. Ich beuge mich nieder, wie um seinen Befehl auszuführen, und während er mir harmlos ein Bein hinstreckt, versetze ich dem Triumphator einen Stoß, und er fällt bäuchlings in den bräunlichen Schmutz. Die Bücher fliegen in den Kot, die Kronen schwimmen in der Gosse dahin und ich bemühe mich mit heuchlerischer Miene, sie wieder aufzufischen, während ich es Aristides überlasse, laut aufzubrüllen und in dem Straßenschlamm nach Herzenslust zu schluchzen und zu weinen.

Endlich hebt man ihn auf. . . . Aber in welchem Zustand, gerechter Himmel! . . . Die ganze Vorderseite des schönen Anzuges ist unter einer Schichte aufgeweichten Lehms verschwunden. Auch sein Gesicht ist nicht verschont geblieben und seine Thränen vermischen sich mit den Spuren des Schmutzes. Fast erstickt vor Thränen und Wut erhebt er die Faust nach mir. Madame

Viktor Mouginot eilt herbei und wird grün und gelb vor Zorn beim Anblick dieses Unheiles.

„Ein ganz neuer Samtanzug," stammelt sie mit bebender Stimme; „wie ist denn das geschehen?"

„Jacques hat mich gestoßen ... absichtlich gestoßen!" schluchzt Aristides voll Grimm.

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht!..." zischt Madame Mouginot; „dieser Bengel hat ganz verruchte Instinkte!... Der Neid, der schwarze Neid hat ihn zu dieser abscheulichen That getrieben! ... Komm, kleiner Halunke, wir wollen gleich mit dir abrechnen!"

Damit packt sie mich am Arm, faßt den triefenden Aristides mit der andern Hand und schleppt uns so unter den entrüsteten Ausrufen der Vorübergehenden nach der Apotheke. Sie ist so wuterfüllt, daß sie sogar ihr kostbares Seidengewand vergißt und dessen Saum kläglich durch den Kot schleift.

Atemlos langen wir an. Madame Mouginot reißt die Thür auf, setzt den schmutzigen Aristides auf eine Bank und pflanzt mich vor dem überraschten Onkel Viktor auf.

„Das ist wieder eine neue Niederträchtigkeit deines würdigen Neffen!" ruft sie heftig.

Anfangs versteht der Apotheker gar nicht, um was es sich handelt, als aber seine Ehehälfte wieder so weit zu Atem gekommen ist, um ihm meine Missethat klar zu machen, runzelt er die Brauen fürchterlich und schreit in heller Wut: „Er ist ein niederträchtiger Taugenichts, aber ich werde ihn unschädlich machen! ... Bis ich zu einem Entschluß gekommen bin, werfe ich ihn ins alte Laboratorium. ..."

Dabei packte er mich mit eisenharter Hand am Arm, und im Handumdrehen befinde ich mich hinter Schloß und Riegel, allein mit meinen Gewissensbissen.

Gewissensbisse? ... Hatte ich denn wirklich Gewissensbisse? Gerne gebe ich zu, daß die Art, wie ich mich an Aristides gerächt hatte, nicht sehr ritterlich war; ich hatte seine Dummheit mißbraucht, um ihn zu Fall zu bringen. ... Aber wenn ich ihn zum Ringen herausgefordert hätte, so würde er sich, weil er feig war, einfach gedrückt haben. ... Und warum reizte er mich beständig mit seinem selbstgerechten Wesen, und warum behandelte er mich wie einen Bedienten? Er hatte nur bekommen, was er verdiente! ... Es würde ihm nun wohl die

Lust vergehen, rote Samtanzüge zu tragen. . . . Wie hübsch er aussah, als er sich aus seinem Schmutzbad erhob! . . . Bei der Erinnerung an die komische Figur, die Aristides in dem Straßenkot gemacht hatte, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, und dieser Ausbruch von Heiterkeit schlug die leichten Vorwürfe, die ich mir einen Augenblick gemacht hatte, völlig in die Flucht! . . . Nein, ich bereute es nicht, den Johannisbeeranzug verdorben zu haben — ich hätte es noch einmal gethan.

Während Adele mit einem Küchenmesser Hose und Jacke meines Opfers abschabte, wurde in der Apotheke mein Urteil gefällt: vom Schulanfang im Oktober an sollte ich bei Pestel als Pensionär eingesperrt werden.

Allein zwischen jetzt und dem Oktober lagen noch sechs Wochen, in denen man mich zu Hause behalten mußte. Frau Viktor Mouginot erklärte aber, Aristides befinde sich in ständiger Gefahr, solange ich unter dem gleichen Dache mit ihm weile.

„Dein Neffe," wiederholte sie Onkel Viktor beständig, „ist zu allem fähig, er könnte unserem Aristides selbst nach dem Leben trachten, wenn man ihn hier ließe."

So waren sie sehr in Verlegenheit um meinetwillen, denn der Apotheker hegte andererseits einige Bedenken, mich mehrere Wochen lang in dem alten Laboratorium eingesperrt zu halten. Während sie hin und her überlegten und jedes wieder eine andere Lösung der Frage vorschlug, schmachtete ich in meinem Gefängnis, wohin man mir täglich zweimal mein Essen brachte. Wenn die alte Adele anderweitig beschäftigt war, versah der Lehrling Arsenius Camus das Amt eines speisespendenden Kerkermeisters.

Arsenius Camus war ein großer, sehr blonder Jüngling von zweiundzwanzig Jahren mit ängstlichem Wesen und gutmütigen Glotzaugen.

Eines Abends blieb er, als er mir mein Brot, Fleisch und Gemüse hingestellt hatte, an der Thür stehen und flüsterte schüchtern: „Traurige Ferien, Jacques."

Statt zu antworten, nahm ich eine würdevolle Miene an und wendete meine volle Aufmerksamkeit meinem Essen zu, allein Arsenius ließ sich dadurch nicht entmutigen.

„Es ist hier nicht gut sein, nicht wahr?"

Es war sogar sehr schlecht sein in dem alten Laboratorium,

in dem es schon um fünf Uhr Nacht wurde, allein ich hätte dies um die Welt nicht zugegeben.

„O, man gewöhnt sich an alles, Arsenius, du kannst mir's glauben."

„Aber man hält dich vielleicht länger hier eingesperrt, als du meinst, und auf die Länge könnte es dir doch langweilig werden. . . . Nach dem Streich, den du Aristides gespielt hast, wollen sie dich nicht mehr mit ihm zusammenlassen, und nun wissen sie nicht, was sie mit dir anfangen sollen, bis sie dich ganz bei Pestel unterbringen können. . . . Nun ist mir vorhin, als ich hörte, wie sie sich berieten, ein Gedanke gekommen."

„Was für ein Gedanke, Arsenius?"

„Nächsten Sonntag ist Kirchweih bei uns daheim und Herr Mouginot gibt mir da jedes Jahr Urlaub zum Besuch meiner Eltern in Trémont. . . . Wenn es dir angenehm wäre, Jacques, so könnte ich vielleicht vorschlagen, dich mitzunehmen und dort zu lassen. . . . Trémont ist keine zwei Stunden von Jeand'heurs entfernt, wo deine Verwandten wohnen. Bist du einmal unterwegs, so schlägst du zwei Fliegen mit einer Klappe und bringst die Ferien bei deinem Vetter Delorme-Grodard zu, der sich freuen wird, dich bei sich zu sehen. . . . Was hältst du davon?"

Was ich davon hielt? . . . Ich fand den Gedanken ausgezeichnet. Fünf Wochen Freiheit, sogar auf dem Land, sogar bei Vetter Delorme, erschienen mir äußerst verlockend, aber es war mir höchst zweifelhaft, ob Onkel und Tante Mouginot dafür zu gewinnen wären. Arsenius, dem ich meine Bedenken mitteilte, erwiderte kurz: „Das laß meine Sache sein. . . . Darf ich es deinem Onkel sagen, wie wenn der Vorschlag von mir käme?"

Ich gab dem guten Arsenius von Herzen gern die gewünschte Zustimmung, allein ich fürchtete sehr, daß ihn seine Zuversicht täuschen werde.

Es schien aber, daß Tante Viktor es sehr eilig hatte, mich los zu werden, denn wider alles Erwarten erhob sie keinen Einwand gegen den Vorschlag und Onkel Viktor, der nun freie Hand hatte, zögerte keinen Augenblick mit seiner Zustimmung. So hart er auch war, so strafte er mich doch nicht bloß zu seinem Vergnügen. Er liebte vor allen Dingen seine Ruhe und hoffte, daß mit meiner Abreise die Familienscenen sich vermindern würden. So wurde mir also

am Samstagmorgen bedeutet, mein Bündel zu packen, da ich nachmittags um vier Uhr mit Arsenius nach Trémont abzureisen habe.

Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen und erschien zur bestimmten Stunde vor meiner Tante, um ihre letzten Befehle in Empfang zu nehmen; sie begnügte sich indessen damit, mir achselzuckend zu wiederholen, Arsenius sei ein guter Kerl, weil er sich mit einem solchen Taugenichts befasse, und daß er nicht wisse, was er sich auflade. Sie treffe, Gott sei Dank, keine Verantwortung; sie könne nur sagen: „Amen — Gott sei Dank, daß ich dich los bin!"

Damit empfahl ich mich und ging, um mich von Mama Péchoin zu verabschieden.

Die liebenswürdige alte Dame war nachsichtiger als ihre Tochter, und obgleich sie meine Missethat tadelte, so dachte sie doch gutherzig, wie sie war, an etwas, um das sich die Mouginots nicht im mindesten gekümmert hatten: „Gehst du für lange fort, Kleiner?" fragte sie.

„Wahrscheinlich bis die Schule wieder anfängt, Frau Péchoin."

„Hat man dir auch ein wenig Geld mitgegeben?"

Ich verneinte, denn meine Tasche war völlig leer.

„Das ist wieder die Knauserei des Herrn Mouginot!" rief sie. . . . „Wie einfältig, diesen Bengel zu fremden Leuten zu schicken, ohne ihm einen Pfennig Taschengeld mitzugeben!"

Glücklich darüber, dem verabscheuten Schwiegersohn etwas am Zeug flicken zu können, erhob sie sich achselzuckend, kramte in ihrem Sekretär und zog ein seltsam glänzendes, gelbes Geldstück hervor.

„Du hast dich gegen den armen Aristides sehr häßlich benommen," fuhr sie fort, „aber das ist kein Grund, dich ohne einen Pfennig abreisen zu lassen. . . . Da hast du ein Zwanzigfrankenstück für deine kleinen Ausgaben. . . . Sei sparsam und artig!"

Ganz verblüfft betrachtete ich das funkelnde Goldstück — ich traute meinen Augen kaum. . . . Ein plötzlicher Anfall dankbaren Empfindens befeuchtete meine Wimpern und weinend sank ich der guten Mama Péchoin in die Arme.

Siebentes Kapitel.

Um vier Uhr, als die Sonne sich auf die Hügel von Fains herniederneigte und die Fenster des Dominikanerklosters in einem glühenderen Licht erstrahlen ließ, stiegen Arsenius und ich nach der „Weide“ über der oberen Stadt hinauf, von wo der Weg nach Trémont abzweigt. Arsenius trug das Päckchen mit meinen Nachtsachen, mein einziges Gepäck, denn alles andre sollte mir zu Vetter Delorme nachgeschickt werden. Fröhlich schritt ich dahin; ich war so glücklich, der Apotheke den Rücken kehren zu dürfen, und so stolz, mein eigner Herr zu sein. Trotzdem störte die Gewißheit, nach meiner Rückkehr als Pensionär in den Käfig des Geiers Pestel eingesperrt zu werden, von Zeit zu Zeit mein Glücksgefühl. Allein ich tröstete mich mit dem Gedanken, noch fünf Wochen der Freiheit vor mir zu haben; in meinem Alter waren fünf Wochen eine unerschöpflich lange Zeit und ich beschloß, den Augenblick zu genießen.

Um den Weg abzukürzen gingen wir durch den großen Wald von Combles. Im Hochwald war's schon finster, nur ganz aus der Ferne warf die Sonne ab und zu noch einige rötlich schimmernde, schräge Strahlen herein, die eine geheimnisvolle Helle um sich verbreiteten. Nach einer halben Stunde war auch dieses rötliche Licht erloschen; es war, als ob wir in voller Nacht marschierten, als sich plötzlich das dunkle Laubwerk lichtete und wir auf der Hochebene standen, über die sich noch ein violettes Dämmerlicht ergoß.

Große, mit Hafer beladene Wagen zeichneten sich am Horizont ab; hier und dort stieg der dünne bläuliche Rauch eines Kartoffelfeuers in die Höhe und der Ostwind trug uns Glockenklänge zu, die das morgige Fest einläuteten.

Nach und nach fiel die Hochebene ab, das Rauschen eines fließenden Wassers stieg aus einer schattigen Schlucht zu uns empor, die Spitze eines Kirchturms tauchte auf und Arsenius sagte: „Jetzt sind wir bald daheim. . .“

Trémont ist ein Dorf, dessen einzige Straße sich am Fuß von drei Hügeln hinschlängelt; ein Bach, über den ab und zu

ein ländliches, steinernes Brückchen geworfen ist, umspült die Häuser Tag und Nacht mit seinem murmelnden Wasser und seinem frischen Geplätscher.

Arsenius führte mich über eines der Brückchen und wir traten in eine Thür, die zu ebener Erde in einen großen, als Küche und Eßzimmer dienenden Raum führte. Im Handumdrehen war Arsenius umringt: seine Mutter, eine magere, verhuzelte Bäuerin fiel ihm um den Hals, sein Vater klopfte ihn zum Willkommsgruß auf die Schulter und seine kleinen Brüder kletterten ihm auf den Rücken. Nach dem ersten lärmenden Freudenausbruch stellte er mich vor: „Das ist Herr Jacques, der Neffe des Prinzipals und der Vetter von Herrn Delorme."

Die Bezeichnung „Neffe des Prinzipals" mußte eine mächtige Empfehlung sein, denn alsbald verhätschelte man mich wie einen kleinen Prinzen. Ich muß gestehen, daß ich der Aufmerksamkeiten, die man mir erwies, als Gegengewicht für meine anfängliche Enttäuschung dringend bedurfte. Da ich nie aus der Apotheke herausgekommen und mir das enge, arbeitsame Leben des Landmannes völlig unbekannt geblieben war, und ich außerdem den Kopf voll goldner Träume hatte, fand ich die Häuslichkeit der Eltern des Arsenius sehr ärmlich und reizlos.

Auch das Nachtessen, das bald nach unsrer Ankunft aufgetragen wurde und das wie bei den meisten Bauern im Barrois aus einer Speckseite, Kartoffeln und aus mit Sahne angemachtem Lattichsalat bestand, beseitigte meinen ersten Eindruck nicht. Obgleich mir der Marsch Appetit gemacht hatte, aß ich nur widerwillig, mit den Manieren eines Königssohnes, der im Exil bei den Barbaren lebt.

Und doch hatten die guten Leute offenbar mir zu Ehren was Uebriges gethan, denn die Mutter Camus brachte als Nachtisch einen Teller getrockneter Kirschen und hausbackenes, feines Weißbrot herbei. Ich war aber offenbar schlecht gestimmt, denn ich fand, daß zu dem letzteren die Butter fehlte und daß die trockenen Kirschen nur aus Haut und Steinen bestanden. Sobald man sich vom Tisch erhob, fragte ich Arsenius, wo mein Zimmer sei, worauf er nur mit einem verlegenen Lächeln antwortete. Als ich auf meiner Frage beharrte, erfuhr ich, daß die Camus sehr enge wohnten, Arsenius das Lager seiner Brüder teile, und daß man beschlossen hatte, mich beim Schul-

meister unterzubringen. Der Gedanke, die Nacht bei Fremden schlafen zu müssen, war mir äußerst unangenehm, und kleinlaut folgte ich Arsenius durch die dunkle Straße nach dem Schulhaus.

Das mir bestimmte Zimmer diente den beiden Jungen des Herrn Lehrers als Schlafkammer und diese waren schon Seite an Seite eingeschlummert, als mich Arsenius hineinführte. Nachdem ich mich mit einem Gefühl der Verlegenheit und äußerster Vorsicht, um meine beiden Schlafkameraden nicht zu wecken, entkleidet hatte, kletterte ich mühsam in das ländliche Bett, in dessen Federpfühlen ich fast versank und dessen grobe Bezüge mir die Haut wund rieben.

Ich schlief sehr schlecht und mußte mich des Morgens zu meinem großen Unbehagen unter den neugierigen Blicken der beiden vor mir erwachten Jungen ankleiden, die ihrer derben, ländlichen Fröhlichkeit keinen Zwang anthaten und sich auf Kosten des Stadtherrchens lustig machten. Als Arsenius kam und mich aus der Gesellschaft dieser beiden Wilden befreite, verriet ihm meine erste Frage mein Unbehagen: „Arsenius," sagte ich, „wann führst du mich zu meinem Vetter?"

Schon mein langes Gesicht verriet dem guten Kerl, daß ich von meinem Aufenthalt in Trémont nicht entzückt war. Er wurde rot.

„Es gefällt dir nicht sehr bei uns, Jacques," antwortete er verlegen; „auf dem Land hat man nicht alles so bequem.... Ich habe dich eigentlich erst nach dem Hochamt zu Herrn Delorme bringen wollen, aber da dir die Zeit zu lang wird, wollen wir gleich gehen...."

Er nahm das Päckchen mit meinem Nachtzeug unter den Arm, und nachdem wir uns von Vater und Mutter Camus verabschiedet hatten, machten wir uns auf den Weg.

Jeand'heurs ist eine alte, an den Ufern der Saulx, inmitten eines prächtigen, einen ganzen Abhang des Flußthales bedeckenden Hochwaldes gelegene Abtei. Langsam schlängelt sich die grüne, fischreiche Saulx durch einen hundertjährigen Park, dessen dichte Gesträucher hier und dort einen flüchtigen Ausblick gewähren auf sonnenüberflutete Wiesen, Felder und Dörfer. Außer dem Park umfaßte die Besitzung noch eine Schmiede und eine am Ufer des Flusses gelegene Papierfabrik, deren Direktor mein Vetter Delorme war.

Am Ende einer majestätischen Buchenallee sah ich unter den Wölbungen der Bäume einen Flügel des Schlosses herüberschimmern und der Anblick dieser aristokratischen Wohnung belebte meine Träume und Hoffnungen wieder aufs neue, denn bisher hatte ich Schlösser nur aus Büchern gekannt, und die Nähe eines solchen schmeichelte meiner Neigung fürs Vornehme. Meine einzige Sorge war, daß die Wohnung der Delormes mir neben der Abtei ärmlich erscheinen und eine neue Enttäuschung bereiten werde. Ich wagte deshalb Arsenius Camus nicht danach zu fragen und begnügte mich damit, schweigend hinter ihm drein zu gehen und die schlanken Stämme der Buchen zu bewundern, deren biegsame Zweige bis auf das träg dahinfließende Wasser herabhingen. — Endlich an der Umfassungsmauer angelangt, traten wir durch ein Gitterthor und verfolgten einen mit Eisenschlacken bedeckten Pfad. Nach einer kleinen Viertelstunde kam man auf diesem Weg an die Papierfabrik, an deren einem Ende ich ein schlichtes, mit einer von wildem Wein umrankten Freitreppe geschmücktes Privathaus bemerkte.

„Hier wohnt dein Vetter Delorme," sagte Arsenius.

Ich weiß nicht, ob der Vetter von meinem Onkel Mouginot auf meine Ankunft vorbereitet worden war, aber in dem Augenblick, wo wir den Hof betraten, sprang ein Mädchen in meinem Alter von der Freitreppe ins Haus, wie um uns anzukündigen. Zwei Minuten darauf kam uns der Vetter selbst entgegen. Er hatte sich seit dem bekannten Familienrat nicht verändert und war noch immer der alte, rasche, offne vierschrötige Mann. Er hob mich in die Höhe und küßte mich.

„Grüß' Gott, Schlingel!" rief er lustig. „Haben sich die Mouginots endlich entschlossen, dich zu den Verwandten deiner Mutter gehen zu lassen? ... Besser spät als gar nicht! ... Grüß' Gott, Arsenius. Schön' Dank, daß Sie uns den Jungen gebracht haben! Sie müssen zum Essen bei uns bleiben.... Und jetzt komm, Jacques, du mußt deine Cousinen kennen lernen."

Er nahm mich bei der Hand und führte mich die Freitreppe hinauf in einen geräumigen, mit schwarz und weißen Steinfliesen gepflasterten und ganz mit Eichenholz getäfelten, mit Hirschgeweihen und Wildschweinsköpfen geschmückten Raum, in dessen Mitte ein von Rohrstühlen umgebener runder Tisch

stand. In demselben Augenblick schloß mich eine trotz beginnender Leibesfülle noch sehr lebhafte Dame mit glänzenden grauen Augen und kastanienbraunen, in einen dürftigen Chignon aufgesteckten Haaren in ihre Arme, betrachtete mich aufmerksam und bedeckte meine Wangen mit kräftigen Küssen: „Wie er unsrer Sophie gleicht!“ rief sie aus. „Sei willkommen bei uns, Kleiner! Du bist das Ebenbild deiner armen Mutter. ... Zélie, gib deinem Vetter Jacques einen Kuß!“

Zélie, das Mädchen, das von der Freitreppe nach uns ausgeschaut hatte, war zwei Jahre jünger als ich, sah aber so kräftig aus, daß man sie für älter gehalten hätte. Sie war schlank gewachsen und hatte das kluge, offne, energische Gesicht ihres Vaters. Die Züge waren etwas derb, die Kiefer ein wenig eckig und die Backenknochen standen hervor, aber ihre Hautfarbe war blendend, die blauen Augen leuchteten und um den etwas großen Mund lag ein Ausdruck von Güte und ein reizendes Lächeln umspielte ihn; reiches braunes Haar umrahmte die charaktervolle Stirn und fiel in einer schweren Flechte auf den Rücken hinab. Sie küßte mich herzlich und ließ meine Hand nicht mehr los.

„Lauft in den Garten, Kinder,“ sagte die Cousine Delorme, „und spielt, bis ich den Tisch gedeckt habe. ... Man ruft euch dann zum Essen!“

Ungestüm zog mich Zélie mit sich fort, und wir stürmten in den Garten hinunter, dessen eine Seite vom Fluß begrenzt wurde. — Dieser Garten war eigentlich ein Gemüsegarten, nur daß die Gemüsebeete von breiten Rabatten eingefaßt waren, auf denen vielfarbige Blumen in üppiger Blüte standen; auch an reich beladenen Obstbäumen fehlte es nicht und der ganze Garten, dessen Schätze mir meine Cousine Zélie alle einzeln zeigte, war von dem köstlichen Duft reifen Obstes und zahlloser Herbstblumen erfüllt. Das kleine Mädchen mit seinem lebhaften Wesen, seiner guten Laune, seinem einfachen, bequemen Kattunkleid paßte ausgezeichnet in diese ländliche Umgebung. Sie kannte alle Pflanzen bei Namen und war über ihre Eigenschaften und ihre Kultur genau unterrichtet, was mich in Erstaunen setzte, ohne mich für die Sache zu begeistern. Ich hatte bisher so völlig in einer Welt der Träume und romantischen Abenteuer gelebt, daß mir die Weisheit meiner

kleinen Verwandten viel zu prosaisch und alltäglich erschien. Nur kam alles, was sie sagte, so natürlich heraus, sie sprach so einfach und lebhaft, daß mir die Stunden bis zum Mittagessen wie im Flug entschwanden.

Schon während der köstlichen, einfachen Mahlzeit, bei der man nicht wie in der Mouginotschen Apotheke die Stücke vorgemessen bekam und bei der schon das erfreute Gesicht der Hausfrau, wenn man sie zum zweitenmal um eine Speise bat, ringsum Behagen verbreitete, wurde ich mit allen völlig vertraut. Nach Tisch zeigte man mir mein Zimmer, das ich gleich liebgewann. Arsenius Camus, der nach Hause zurückkehrte, versprach mir, mein Gepäck nachzuschicken.

Welche Reihe glücklicher Tage habe ich in dem gastlichen Hause von Jeand'heurs verbracht!

Mein Vetter Delorme war den ganzen Tag in seiner Papierfabrik beschäftigt und seine Frau vom Haushalt in Anspruch genommen, so daß wir, Zélie und ich, uns nach Belieben herumtreiben konnten. Frau Delorme hatte nichts von der mißtrauischen Zimpferlichkeit Tante Mouginots und hegte kein Bedenken, uns allein zu lassen. Zélie war daran gewöhnt, allein auszugehen, und so durchstreiften wir die ganze Umgegend. Sie schien stolz auf mich zu sein und zeigte sich erfinderisch darin, mir allerlei Abwechselung zu verschaffen. Bald jagten wir in den Alleen des Parkes nach Schmetterlingen, bald fischten wir Krebse in der Saulx, bald machten wir große Waldspaziergänge. Dabei erzählte ich meiner Cousine von meinen Widerwärtigkeiten in der Pension, von meinen Händeln mit Aristides und meiner Bewunderung für die kleine Alice. Ueber diesen Gegenstand war ich unerschöpflich und Zélie hörte mir zu, ohne ungeduldig zu werden, ohne eine Regung der Eifersucht zu zeigen, obgleich ich mich bis zum Ueberdruß über die Schönheit, den Geist und die Einbildungskraft der kleinen Pariserin verbreitete.

„Sie muß sehr hübsch sein," begnügte sie sich zu seufzen, „ich wollte, ich wäre wie sie."

Zélie war nicht wie die kleine Alice; sie besaß weder ihre Eleganz, noch ihr majestätisches Wesen, noch ihr romantisches Erfindungsvermögen. In der Nonnenschule unterrichtet, hatte sie kaum etwas andres gelesen als ihren Katechismus und das Evangelium. Gerechterweise muß man aber zugestehen,

daß man sich nicht bei ihr langweilte; ihre Unterhaltung war stets anziehend, obgleich sie sich in einem engen Kreis praktischer Kenntnisse bewegte. Manchmal suchte ich sie für meine Märchen zu interessieren und auf einem Flug ins Feenreich mitzunehmen, aber gar bald wurde sie es müde, mir zu folgen, und kopfschüttelnd sagte sie: „Wozu soll man sich mit Dingen quälen, die's gar nicht gibt?"

„Ja, aber es ist so unterhaltend, davon zu träumen, was geschehen könnte . . ."

„Es ist doch viel unterhaltender, an das zu denken, was wirklich geschieht, zu wissen, wie das Korn wächst, wie sich die Puppen in Schmetterlinge, die Blüten in Früchte verwandeln . . ."

Keine Möglichkeit, sie davon abzubringen, und in Beziehung auf diesen Punkt schien sie mir tief unter der kleinen Alice zu stehen. Dagegen war sie so gutmütig, so offen, so liebevoll, daß ich ihr diese Mängel verzieh um der bewundernden Zärtlichkeit willen, die sie für mich an den Tag legte.

Mit erschreckender Geschwindigkeit entflohen die Tage während dieses fröhlichen, angenehmen Lebens. Jeden Morgen, wenn ich in meinem auf den Park gehenden Zimmerchen erwachte, blickte ich nach dem Kalender und sah mit Schrecken den Tag näher und näher rücken, an dem ich meinen Wirten lebewohl sagen mußte. Schon nahmen die Tage ab, schon verriet die Morgenkühle den Spätsommer. Es war weniger die Rückkehr nach Villotte, die mich erschreckte, als der Gedanke, bei Pestel in der Gefangenschaft schmachten zu müssen; ich fühlte, daß ich mich nie würde darein finden können, und diese drohende Aussicht verdarb mir die letzten Tage der Freiheit.

Ich wurde unruhig und aufgeregt wie ein Vögelchen, das die Nähe eines Sperbers fühlt und schon ängstlich hin und her flattert, ehe es wirklich in Gefahr ist. Die Delormes, die sehr gut gegen mich waren, bemerkten meine Aengste und der Direktor schien die Ursache davon erraten zu haben.

Eines Abends, als er, Zélie und ich behaglich plaudernd auf das Nachtessen warteten, sagte er plötzlich: „Du bist nicht so lustig wie sonst, Jacques; ist es dir langweilig bei uns?"

„O nein, Vetter ... ganz im Gegenteil!"

„Dann ist es wohl die Angst, in die Pension zurückkehren zu müssen, die dich quält?"

Ich nickte mit dem Kopf, ohne ein Wort zu sagen.

„Ich gebe zu," fuhr er fort, „daß es in deinem Alter nicht angenehm ist, zwischen vier Wänden eingepfercht zu sein. Frische Luft wäre dir gesünder. Ich habe seiner Zeit deinem Onkel Mouginot vorgeschlagen, dich mit nach Jeand'heurs zu nehmen und in die Papierfabrik in die Lehre zu thun.... Allein es scheint, daß die Mouginots einen Gelehrten und feinen Herrn aus dir machen wollen.... Wenn das auch dein Geschmack ist, so läßt sich nichts dagegen machen."

Während er sprach, betrachtete ich verstohlen das Gesicht Zélies und bemerkte, daß ihre hellen Augen mit angstvollem Ausdruck auf mir ruhten, als ob sie ungeduldig eine insgeheim gewünschte Antwort von meinen Lippen zu hören erwartete.

Ich wußte, daß ich nur ein Wort zu sagen brauchte, damit Vetter Delorme seinen Antrag wiederholte und bei den Mouginots meine endgültige Uebersiedlung nach Jeand'heurs durchzusetzen suchen würde. Und doch kam dies Wort nicht über meine Lippen. Immer durch meine ärmliche Ruhmsucht und meine ehrgeizigen Gedanken getrieben, fand ich, daß dies kleine Jeand'heurs ein viel zu untergeordneter Schauplatz sei für eine Persönlichkeit wie die meinige. Mehr als je glaubte ich an die glänzenden Aussichten, die durch Onkel Scipios Beredsamkeit vor mir heraufbeschworen worden waren; außerdem dachte ich aber auch, ein verlängerter Aufenthalt in der Papierfabrik werde mich für immer von der kleinen Alice trennen.

„Was möchtest du denn werden, Jacques?" fuhr Delorme fort.

„Ich, Vetter Delorme, ich... ich möchte... ich möchte nach Paris gehen und dort mein Glück machen!"

Der Vetter zuckte die Achseln und bestand nicht weiter auf der Sache. Neben mir wurde tief aufgeseufzt. Ich wandte mich um, und es schien mir, als ob die blauen Augen der kleinen Zélie plötzlich feucht geworden wären.

Achtes Kapitel.

Je näher die Zeit des Schulanfanges heranrückte, desto mehr graute es mir vor den Krallen des Geiers Pestel. Am 30. September erhielt der Vetter Delorme einen lakonischen Brief von Onkel Viktor, den er mir nach dem Abendessen zum Lesen gab. Der Apotheker teilte uns darin mit, daß die Pension am 3. Oktober ihre Pforten wieder öffne, die Pensionäre sich aber am Tag vorher einfinden sollten, weshalb er mich aufforderte, so zeitig mit Sack und Pack abzureisen, daß ich am Sonntag morgens in Villotte eintreffe.

Nachdem ich diese Nachricht erhalten hatte, zog ich mich nachdenklich in mein Zimmerchen zurück. Ich lehnte unter dem Fenster und sah zu, wie der Mond hinter den Bäumen des Parkes aufging; er war schon beinahe voll, und traurig sagte ich mir, daß ich, wenn er es ganz sein würde, wieder in der Gefangenschaft Pestels schmachten mußte. Durch die Stille der Nacht drang ein geller Pfiff zu mir herüber: es war der Nachtzug nach Paris, der auf der Station Sermaize hält. Traurig lauschte ich dem Getöse des davoneilenden Zuges, der bei Tagesanbruch in der großen Stadt ankam, in der Onkel Scipio und die kleine Alice wohnten. Ich konnte nicht umhin, das Geschick dieser glücklichen Reisenden zu beneiden, die der Dampf dorthin trug, und plötzlich fuhr mir ein verwegener Gedanke durch den Kopf: „Warum sollte ich nicht auch unter der Zahl dieser Glücklichen sein?“ ... Wenn ich mich morgens bei Tagesanbruch auf den Weg machte, konnte ich, da ich gut zu Fuß war, in drei Stunden in Sermaize sein, zu rechter Zeit für den Pariser Zug. Eine Fahrkarte dritter Klasse von da nach Paris kostete nicht mehr als zwölf oder dreizehn Franken, und ich hatte den Louisdor der guten Mama Péchoin noch unberührt in der Tasche. Um fünf Uhr abends würde ich in der Hauptstadt ankommen und mich geradeswegs zu Onkel Scipio begeben. Ich war sicher, gut von ihm empfangen zu werden, hatte er mir ja doch zweimal anempfohlen, zu ihm zu kommen, wenn man mich plage. Nun war es aber ganz außer Zweifel, daß ich geplagt wurde, denn die Einkerkerung bei Pestel war eine abscheuliche Sklaverei. Folglich

war ich in meinem Recht, wenn ich den Mouginot-Péchoins davonging, die Tyrannen waren, und Schutz und Hilfe bei meinem Onkel Scipio suchte.

Diesen Fluchtgedanken wälzte ich einen Teil der Nacht in meinem Kopf hin und her und am andern Tag, während eines Spazierganges mit Zélie, dachte ich noch ernstlicher darüber nach. Das einzige, was mich zurückhielt, war der Gedanke, die Delormes heimlich verlassen zu müssen, ohne ihnen für ihre herzliche Gastfreundschaft gedankt zu haben. Allein es war klar, daß ich meinem Vetter meinen Plan nicht anvertrauen konnte, denn so liebenswürdig er sich auch gegen mich gezeigt hatte, so verstand er doch im Punkte der Disziplin keinen Spaß und würde sich zweifelsohne meiner Abreise widersetzt haben.

Immerhin quälte mich der Gedanke, wie ein Missethäter aus der Papierfabrik entweichen zu müssen, nicht wenig, bis ich schließlich auf einen Ausweg verfiel, der meinem Gewissen zur Beruhigung dienen sollte.

Zélie hatte meine Zerstreutheit bemerkt, und als wir nach Sonnenuntergang langsam nach der Fabrik zurückkehrten, fragte sie mich mit freundschaftlicher Sorge: „Was hast du, Jacques? ... Warum sprichst du nicht mit mir?"

Die Dämmerstunde ist vertraulichen Mitteilungen stets günstig und machte auch mir Mut, mir meine Bedenken vom Hals zu schaffen.

„Zélie," sagte ich plötzlich, „ich will dir ein Geheimnis anvertrauen, aber zuvor mußt du mir schwören, es niemand zu sagen!"

„Niemand? ... Auch nicht Papa und Mama?"

„Nicht einmal deinen Eltern!"

Sie blieb stehen und sah mich mit ihren weit geöffneten Augen groß an: „Ist es etwas Schlechtes?"

Ich zögerte einen Augenblick, dann antwortete ich mit Festigkeit: „Nein, nein ... es ist nichts Schlechtes. ... Versprichst du mir, mich nicht zu verraten?"

Mit halb ernsthafter, halb scherzhafter Miene sprach sie die naive Formel aus, mit der die Kinder ihre Beteuerungen zu versichern pflegen: „Auf Ehr' und Seligkeit!"

„So, bist du nun beruhigt? ... Jetzt sage mir dein Geheimnis!"

„Nun, Zélie, ich bin entschlossen, nicht nach Villotte zurückzukehren."

Die blauen Augen meiner Cousine leuchteten freudig auf.

„Ist's wahr," rief sie, „willst du bei uns bleiben?"

„Nein ... das nicht gerade. ... Ich will nach Paris gehen."

In kurzen Worten setzte ich ihr meinen Plan auseinander. Die blauen Augen trübten sich und die glatte Stirne Zélies furchte sich sorgenvoll.

„Das wird Papa und Mama betrüben," sagte sie mit ernster Stimme, „ganz abgesehen davon, daß Herr Mouginot-Péchoin uns vorwerfen wird, dich schlecht gehütet zu haben. ... O, Jacques, ich bitte dich, thue es nicht!"

„Ich muß, Zélie; ich habe nicht den Mut, zu Pestel zurückzukehren. ... Uebrigens hat mein Onkel Scipio verlangt, daß ich zu ihm komme, wenn man mich schlecht behandle. ... Und ehrlich gestanden, die Leute in der Apotheke machen mir das Leben allzu schwer ... ich muß fort. ... Vergiß nicht, daß du mir versprochen hast, mein Geheimnis zu wahren!"

„Ja, aber es reut mich, daß ich es geschworen habe!"

„Schweige aus Freundschaft zu mir ... nur bis morgen abend. Dann bin ich bei meinem Onkel angekommen, und du kannst deinen Eltern alles erzählen. ... Dann mußt du ihnen aber auch sagen, wie leid es mir ist, ihnen Verdruß bereiten zu müssen, und wie herzlich ich ihnen für ihre Güte danke. ... Und auch dir, liebe Zélie, danke ich für all deine Freundlichkeit. ... In meinem ganzen Leben werde ich die Ferien nicht vergessen, die ich bei euch verlebt habe. ..."

Ich glaubte in ihren Augen Thränen zittern zu sehen; ungestüm fiel ich ihr um den Hals und küßte sie heftig. Schweigend kehrten wir nach Hause zurück, und während des Nachtessens war uns beiden das Herz so schwer, daß wir nicht sprechen konnten. Beim Nachtisch brachte Delorme eine Flasche Muskateller und füllte die kleinen Gläser der Tischgesellschaft.

„Jacques, mein Junge," sagte er, „morgen ist der letzte Tag deiner Ferien ... du weißt jetzt den Weg nach der Papierfabrik, und ich hoffe, daß du ihn wiederfinden wirst. ... Heute abend stoßen wir an auf dein Wohlergehen und auf ein fröhliches Wiedersehen."

Thränen erstickten meine Stimme, und ich beeilte mich

anzustoßen, um mir Haltung zu geben. Ich konnte es mir nicht verzeihen, meine guten Verwandten zu täuschen, und beeilte mich, unter dem Vorwand von Kopfschmerzen in mein Zimmer zu gelangen. Zélie leuchtete mir in den Flur hinaus, und ehe ich meine Thüre schloß, winkte ich ihr einen letzten Gruß zu, während ich einen Finger auf den Mund legte, um ihr Verschwiegenheit anzuempfehlen.

In mein vom Mondenschein erhelltes Zimmer zurückgekehrt, stopfte ich in meine Taschen, was ich mitnehmen wollte: Kamm, Seife, Zahnbürste, Taschenmesser und einen Strang Bindfaden. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mein Zwanzigfrankenstück sich sicher in meinem Westentäschchen befand, legte ich mich gestiefelt und gespornt auf mein Bett, um mich bei Tagesgrauen auf den Weg machen zu können. Die Aufregung der Abreise ersetzte mir eine Weckeruhr. Als ich die Augen wieder aufschlug, erbleichten schon die Sterne und hinten im Hühnerhofe krähte ein Hahn. Meine Stiefel in einer Hand, öffnete ich mit der andern vorsichtig die Thüre meines Zimmers und gelangte die Treppe hinab, ohne daß eine Stufe geknarrt hätte. Nun stand ich im Flur, aber ich bemerkte, daß der Schlüssel in der Hausthüre zweimal umgedreht war, und da ich wußte, daß sich diese nur sehr geräuschvoll öffnen ließ, schlich ich in die Küche, die auf den Garten ging. Dort war die Thüre nur mit einem Haken geschlossen und mühelos gelangte ich in den Küchengarten, wo ich endlich meine Stiefel anziehen konnte. Aus Leibeskräften rannte ich den Fluß entlang, fühlte mich aber noch lange nicht in Sicherheit. Ich atmete erst wieder auf, als ich die rauchenden Dächer des Dorfes Robert-Espagne mir durch den Herbstnebel entgegenragen sah.

Das Dorf war schon erwacht, allein ich kannte dort niemand und schritt mutig mitten durch. Immer fürchtete ich zu verirren, wagte aber trotzdem niemand nach dem Weg zu fragen und war erst völlig beruhigt, als ich auf einen Wegweiser stieß mit der Inschrift: „Feldweg von Trémont nach Sermaize".

Als ich nach einem weiten Marsch auf einem herrlichen Waldweg, für dessen Schönheiten ich aber heute blind war, durch Sermaize ging, mahnte mich der verlockende Duft warmen Brotes daran, daß ich noch nicht gefrühstückt hatte. Gerne hätte ich etwas gegessen, allein um ein Brötchen

zu kaufen, wäre ich genötigt gewesen, mein Zwanzigfrankenstück wechseln zu lassen, und ich fürchtete, der Bäcker könnte glauben, ich habe es gestohlen. So zügelte ich denn meinen Appetit und beschloß zu fasten, bis ich Kleingeld haben würde.

Auf der Station angelangt, mußte ich noch eine ganze Stunde warten; ich drückte mich furchtsam in die dunkelste Ecke des Wartsaales und wurde hier neuen Aengsten zur Beute. Wenn ich mit meinem Onkel Mouginot-Tupin, der einen Meierhof in der Nähe besaß, oder mit dem Advokaten Jakobi, der öfters die Stahlquelle in Sermaize gebrauchte, hier zusammenträfe? ... Es war mir, als ob mich alle Leute, die eintraten, wie auch die Beamten, mit forschenden, mißtrauischen Blicken betrachteten. Endlich ertönt ein Glockenzeichen: der Zug ist signalisiert. Der Schalter wird geöffnet, ich stürze hin, lege schüchtern mein Zwanzigfrankenstück auf die Messingplatte und verlange mit erstickter Stimme eine Fahrkarte dritter Klasse nach Paris. Die Kassiererin klimpert mit meinem Goldstück und zieht es ein, wobei mir ihr forschender Blick Herzklopfen machte. Langsam reicht sie mir meine Karte und das übrige Geld, das ich eilig, ohne es nachzuzählen, in die Tasche stecke. Ich schlüpfe wieder in den Wartsaal zurück, wo zwei oder drei Bauern sitzen, und beobachte mit steigender Angst das Kommen und Gehen der Postbeamten, die Pakete in Handkarren vor sich herschoben. Endlich macht sich ein fernes, dumpfes Zittern bemerklich, schrille Pfiffe ertönen und plötzlich fährt der Zug donnernd auf dem Bahnhof ein. Die Thüren werden geöffnet, ich stürze auf eine Abteilung dritter Klasse zu und werde hineingestoßen. Die Beamten laufen den Zug entlang, werfen die Thüren zu, die Lokomotive pfeift und der Zug setzt sich wieder in Bewegung.

Endlich war ich in Sicherheit und auf dem Weg nach Paris. Das Coupé war beinahe voll, aber ich hatte mich noch so wenig von meiner Verblüfftheit erholt, daß ich meine Reisegefährten kaum ansah. Ich verwahrte meine Fahrkarte sorgfältig und zählte das Geld, das mir noch blieb. Das Geldgeklimper erregte die Aufmerksamkeit meines Nachbarn, der bisher zum Fenster hinausgesehen hatte; er drehte sich um, sah mich an und im gleichen Augenblick erkannte ich meinen alten Schulkameraden Léchaudel, genannt „Schielbock“.

„Jacques!“ rief der Tischlerssohn. „Das heiß' ich aber Glück!“

Meine erste Empfindung war ein Gefühl des Mißtrauens; ich wußte nicht, ob ich mich über diese Begegnung freuen sollte und ob der „Schielbock“ nicht fähig wäre, mich zu verraten. Nur mit geheimer Angst fragte ich ihn, wo er hingehe; seit seinem Austritt aus der Pension hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren, und ehe ich die Bekanntschaft mit ihm erneuerte, wäre ich gern über sein Thun und Lassen unterrichtet gewesen.

„Wohin ich gehe? Nach Paris natürlich! . . .“ erwiderte er prahlerisch. . . . „Mein Vater hat mich bei einem Möbelfabrikanten in die Lehre gethan. Ich weine Villotte keine Thräne nach und werde nicht sobald dorthin zurückkehren! . . .“

Diese Nachricht beruhigte mich und ich zögerte nun nicht mehr, ihm auf sein Befragen mitzuteilen, daß ich auf Besuch zu meinem Onkel Scipio Mouginot gehe. . . . Stolz fügte ich hinzu: „Du wirst wohl schon von ihm gehört haben?“

Nein, dem Schielbock war die Existenz Onkel Scipios völlig unbekannt geblieben. Dagegen schien er Paris, wo er einmal mit einem Vergnügungszug gewesen war, recht gut zu kennen und er schilderte mir alle möglichen Herrlichkeiten, die er dort gesehen hatte. Seine Beredsamkeit und sein sicheres Auftreten machten einen gewaltigen Eindruck auf mich und in seiner Gesellschaft war ich vor Langeweile sicher. Rasch folgten die Stationen aufeinander. Wir fuhren in einen geräumigen Bahnhof ein, auf dem sich die Lokomotiven nach allen Richtungen hin kreuzten, und ich hörte rufen: „Epernay, zwanzig Minuten Aufenthalt, Restauration!“ Ich verstand dies nicht gleich, aber mein Gefährte erklärte mir verbindlich, daß man in Epernay Halt mache, um eine Kleinigkeit aus der Hand zu essen.

„Hast du Hunger, Jacques?“ fragte er mich einschmeichelnd.

Ob ich Hunger hatte! . . . Ich war noch ganz nüchtern und mein Magen knurrte bedeutend; natürlich antwortete ich schleunigst bejahend.

„Dann wollen wir in die Restauration gehen,“ fuhr er fort; „ich werde alles bezahlen.“

Ich folgte meinem liebenswürdigen Gefährten in einen schön ausgestatteten Saal ... Léchaudel rief einem Kellner und bestellte Brot, Schinken und Trauben. Um die Tische ringsum drängten sich die Reisenden und nahmen eilig ihre Erfrischungen zu sich. Von Zeit zu Zeit hörte man Pfropfen knallen.

„Magst du Champagner?“ fragte Léchaudel mit vollem Mund.

Champagner! Ich hatte ihn nur zweimal in meinem Leben getrunken bei meiner Tante Mouginot, die Sorge getragen hatte, den meinigen mit Wasser zu verdünnen, aber trotzdem war mir eine verführerische Erinnerung an diesen angenehmen, goldnen, prickelnden Wein geblieben. Ich nickte bejahend; man brachte nun zwei schäumende Kelche und wir stießen lustig an, während wir Schinken und Trauben vertilgten. — Auch das Angenehmste nimmt ein Ende. Ein Schaffner rief unter der Thüre der Restauration: „Einsteigen nach Paris!“ Gleichzeitig pflanzte sich ein Kellner vor uns auf und sagte kurz: „Es macht sechs Franken!“

Der Schielbock suchte hastig in seinen Taschen und plötzlich zeigte sein Gesicht große Bestürzung.

„Sapperment!“ sagte er vor sich hin, „ich kann meine Börse nicht finden. ... Ich muß sie in meiner Reisetasche gelassen haben. ... Hast du Geld bei dir, Jacques?“

Der ungeduldige Kellner sah uns mißtrauisch an, der Wartsaal leerte sich, das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. Erschrocken zog ich den Rest meines Geldes aus der Tasche, warf sechs Franken auf die Marmorplatte des Tisches und dann suchten wir schleunigst unser Coupé noch zu erreichen.

„Danke,“ sagte der hinterlistige Schielbock, während er sich wieder in seine Ecke drückte, „wir haben jedenfalls gut gefrühstückt. Das nächste Mal ist die Reihe zu bezahlen an mir! ...“

Von seiner Börse sprach er nicht mehr und ich begriff, daß die Kosten des gemeinschaftlichen Frühstücks ganz an mir hängen bleiben würden, und daß mein Schulkamerad seit der Pensionszeit nicht wählerischer geworden war in den Mitteln, durch die er sich das Geld seiner Nebenmenschen aneignete. Das Bewußtsein, angeführt worden zu sein und mit nur dreißig Sous in der Tasche in Paris anlangen zu müssen,

kühlte mich plötzlich ab und ich versank in ein gedrücktes Schweigen, bis ich Léchaudel murmeln hörte: „Das sind die Festungswerke.... Wir sind in Paris!"

Mein Herz schlug heftig, und ich wurde von einer unbestimmten Angst befallen.

Ein Gedanke, der mir bis dahin nicht gekommen war, erregte meine Unruhe aufs äußerste.

„Wenn mein Onkel Scipio unglücklicherweise von Paris abwesend war, was sollte dann in dieser großen Stadt aus mir werden?"

Ich wandte mich an Léchaudel:

„Du bist ja in Paris bekannt, weißt du, wo das Faubourg Saint-Martin liegt?"

Der Schielbock, mit seiner Reisetasche beschäftigt, antwortete nur unklar und erweckte den Verdacht in mir, daß er in Paris gar nicht viel bekannter sei als ich.

Der Zug fuhr langsamer und hielt in der großen glasbedeckten Halle. Alles stieg aus, und in diesem Durcheinander drückte sich Léchaudel schleunigst, nachdem er mir noch nachlässig Glück auf den Weg gewünscht hatte. Von dem Strom der Reisenden geschoben, kam ich in einen großen Hof voll Omnibussen, Droschken und geschäftigen Menschen. — Es handelte sich nun darum, das Haus meines Onkels zu erfragen. Sehr aufgeregt wandte ich mich an den ersten besten Vorübergehenden.

„Bitte schön, wo ist Numero 118, Faubourg Saint-Martin?"

„Wende dich links, dann siehst du das Faubourg."

„Ich will zu Herrn Scipio Mouginot ... zu dem, der das neue Militärtuch erfunden hat ..."

„Sie wollen in das Faubourg Saint-Martin Numero 118?" sagte eine gedehnte, schleppende Stimme neben mir.

Ich wandte mich um und sah einen achtzehnjährigen Burschen mit bleichem Gesicht, einer Mütze auf dem Kopf und in eine lange Bluse gekleidet.

„Ja ... ist es weit?"

„Ziemlich ... Kommen Sie, ich will Sie hinführen."

Ich folgte dem gefälligen jungen Blusenmann, der an einem Cigarrenstummel kaute und alle Augenblicke eine gehörige Portion Speichel an die Häuser spuckte. Er führte mich durch eine Menge enger, dunkler Gäßchen mit klebrigem Pflaster

wo ich von den Vorübergehenden gestoßen wurde, die es alle sehr eilig zu haben schienen. Der Weg war viel umständlicher und weiter, als ich erwartet hatte, und es wollte mich bedünken, als mache sich mein Begleiter ein boshaftes Vergnügen daraus, ihn noch zu verlängern. Schüchtern fragte ich ihn: „Sind wir bald da?... Kennen Sie Herrn Scipio Mouginot?"

Der junge Mann in der Bluse sah mich mit einer höhnischen Grimasse an und sagte, nachdem er eine reichliche Ladung Speichel ausgespuckt hatte: „Was ist er?"

„Er hat ein hygieinisches Tuch für die Armee erfunden. Er ist mein Onkel."

„Mir nicht bekannt. ... Aber hier ist das Faubourg, wir können nicht mehr weit vom Hause Ihres Onkels sein."

Wir waren in eine breite Straße eingebogen, die vom Geräusch der Karren und Omnibusse erdröhnte. Zwanzig Schritte weiter blieb mein Führer stehen.

„Hier ist 118."

Es war ein hohes, schmutziggelbes Gebäude mit einem breiten, gewölbten Thor, das in zwei innere Höfe führte; im Erdgeschoß befanden sich rechts und links Läden, die einen ziemlich geringen Eindruck machten. Unter jedem Stockwerk der Vorderseite befanden sich große Aushängeschilde. — All dies entsprach keineswegs dem Bild, das ich mir von dem fürstlichen Hause gemacht hatte, in dem Onkel Scipio meiner Meinung nach wohnen mußte. Ein wenig außer Fassung gebracht, wandte ich mich an meinen Begleiter und erschöpfte mich in Danksagungen.

„Damit ist's nicht gethan," entgegnete der gefällige junge Mann ganz unverschämt, „ich bekomme einen Franken für meinen Gang."

Errötend und beschämt zog ich mein letztes Frankenstück aus der Tasche und gab es dem jungen Mann in der Bluse, der es verächtlich auf seiner Hand tanzen ließ und ging.

Traurig trat ich in den Thorweg und fragte dort den Hausmeister nach der Wohnung Herrn Scipio Mouginots.

„Zweiter Hof, Treppe rechts, im Kniestock!"

Ich wiederholte mir diese widerwillig gegebene Auskunft, während ich über den ersten Hof schritt, in dessen Mitte sich

die Ablaufwasser in einer ekelerregenden Rinne ansammelten. Wie war es nur möglich, fragte ich mich, daß mein Onkel Scipio in dieser Arbeiterkaserne wohnte?

Endlich hatte ich die Treppe rechts im zweiten Hof erreicht — eine Holztreppe mit schmutzigen Stufen, die auf einen mit Paketen von scharfriechendem Hanfwerg vollgestopften Vorflur führte. Ueber einer Thüre las ich: „Hanf und Leinwand aus den Vogesen. Nicht anklopfen!"

Ich trat in ein großes, düsteres Gemach mit einem langen Ladentisch, auf dem große Stücke Leinwand aufgehäuft lagen, und hinter diesem Ladentisch stand eine Dame von etwa vierzig Jahren mit ergrauendem Haar und sanftem, ernstem Gesicht, die damit beschäftigt war, ein Stück abzumessen. — Mit vor Enttäuschung und Angst fast erstickender Stimme fragte ich: „Herr Scipio Mouginot?"

„Herr Mouginot ist ausgegangen, aber er kann jeden Augenblick zurückkommen. Wollen Sie nicht auf ihn warten?"

„Oh, das ist ja Jacques!" rief ein junges Mädchen, dessen neugieriger Kopf hinter einem Pult auftauchte, an dem sie, auf einem hohen Stuhl kauernd, mit Schreiben beschäftigt war.

Ich erbebte vor Freude und mein angstvolles Gesicht ward von einem Lächeln erhellt. Ich hatte in dem heranwachsenden Mädchen mit der langen schwarzen Lüsterschürze die kleine Alice erkannt.

Neuntes Kapitel.

Die kleine Alice glitt von ihrem Schreibstuhl herab. Sie war gewachsen, seit ich sie nicht gesehen hatte; ihre zarte Gestalt hatte sich noch mehr gestreckt und war noch schmäler geworden; die welligen Massen ihres lockigen Haares umgaben noch wie einst das bleiche Gesicht, in dem die Augen wie schwarze Diamanten leuchteten. Noch immer hatte sie ihr majestätisches Wesen, und mit einer Bewegung voll königlicher Huld reichte sie mir die Hand und führte mich zu ihrer Mutter, der Dame am Ladentisch.

Diese bewillkommte mich freundlich, betrachtete mich mit einem wohlwollenden, etwas traurigen Blick und begann mich in taktvoller Weise auszufragen, nachdem sie mich aufgefordert hatte, Platz zu nehmen.

Ein Augenblick des Schweigens trat ein, währenddessen ich einen enttäuschten Blick auf den ringsum mit Regalen versehenen Laden warf und auf die aufgerollten Leinwandstücke, den Ladentisch und die von großen, grünen Geschäftsbüchern beschwerten Bücherständer. Noch hoffte ich, dieser Raum sei nur ein Anhängsel der großen Militärtuchfabrik, aber trotzdem fühlte ich mich von allerlei schlimmen Ahnungen beklommen. Wäre nicht die kleine Alice dagewesen, so wäre es mir in diesem Leinwandladen gegenüber dieser unbekannten traurigen Frau äußerst unbehaglich gewesen.

„Du bist wohl auf einige Tage hierhergekommen?“ fragte mich die Mutter Alices.

„Nein, ich bin für immer gekommen.“

„Schon! ... Und deine Familie hat keine Angst, ein Kind in deinem Alter in Paris sich selbst zu überlassen?“

„Ich bin ja nicht allein, ich habe ja die Ratschläge Onkel Scipios.“

„Gewiß ... gewiß,“ fuhr die Dame kopfschüttelnd fort. „Hast du schon eine Stellung in Aussicht?“

„Ich rechne darauf ..., ich hoffe, daß mein Onkel mir eine verschafft.“

Erneutes Schweigen. Die Dame in grauem Haar seufzte und die kleine Alice machte verwunderte Augen, und es schien mir, als ob sie mich mit einem Schimmer spöttischen Mitleids betrachte. Um die peinliche Stille zu unterbrechen und um den Damen zu zeigen, daß ich durchaus keine unwissende kleine Landpomeranze sei, brachte ich das Gespräch auf die Unternehmungen Scipio Mouginots.

„Ist mein Onkel immer zufrieden mit dem Gang seiner Geschäfte? Die Fabrikation des Militärtuches ist wohl längst in vollem Gang?“

Die kleine Alice biß sich auf die Lippen und warf mir einen ärgerlichen Blick zu. Die Mutter schüttelte wiederum den Kopf und ihre melancholischen Züge nahmen den Ausdruck herzbrechender Traurigkeit an.

„Dein Onkel,“ entgegnete sie, „hat in der letzten Zeit große Enttäuschungen erlebt; übelwollende Menschen haben ihm

geschadet und er hat sehr darunter gelitten.... Deshalb solltest du ihm gegenüber das Militärtuch gar nicht erwähnen, wenn er nicht selbst davon spricht."

Diese Antwort traf mich wie ein Schlag vor den Kopf und die Stimme versagte mir. Die Zunge klebte mir am Gaumen, es wurde mir schwarz vor den Augen und brauste mir in den Ohren; ich glaubte das Zusammenbrechen meiner Luftschlösser zu hören und fürchtete schon, ich müsse be- und wehmütig nach Villotte zurückkehren; beinahe hätte ich zu weinen angefangen.

In diesem Augenblick ertönten Schritte im Treppenhaus, die Thüre ging auf und Scipio Mouginot trat munter ein.

Mein Onkel hatte sich nicht verändert; er war noch ebenso jugendlich und trug den Kopf noch genau so siegesgewiß wie früher; noch immer hielt er eine dicke Mappe unter dem Arm und trug einen hellfarbigen Ueberzieher; nur war der Saffian der Mappe etwas abgescheuert und auch der Ueberzieher hatte seine ursprüngliche Frische verloren.

Der Onkel blickte ringsum, entdeckte mich auf meinem Stuhl, breitete mir die Arme entgegen und rief: „Was, du bist's, Jacques? ... Ist das eine angenehme Ueberraschung!"

Ueberrascht war mein Onkel, das stand außer Zweifel, ob aber angenehm? das möchte ich nicht so fest behaupten.

Nachdem er mich umarmt hatte, wich er zurück, fragte Alices Mutter mit seinen Blicken um Rat und sein Gesichtsausdruck zeigte mehr Verlegenheit als Befriedigung.

„Wie kommst du denn nach Paris?" fragte er mich mit einem ernsten Ton in der Stimme.

„Ich konnte es nicht mehr in Villotte aushalten, Onkel, ich war zu unglücklich. ... Ich bin durchgegangen, um mich, wie du es mich geheißen hast, unter deinen Schutz zu stellen."

Ich brachte dies alles so schnell und energisch vor, als mir meine Erregung gestattete; dabei richtete ich meine Augen angstvoll auf Scipio Mouginot, der mir nachdenklich und bekümmert zuhörte.

„Hm! Hm!" machte er. „Also hast du meinen Bruder Viktor verlassen? ... Vielleicht warst du doch ein bißchen vor-

eilig. ... Nicht als ob ich dir nicht bei mir Zuflucht gewähren wollte — oh nein, ich halte immer Wort. ... Nur bist du in einem ungünstigen Augenblick gekommen ... in einem Augenblick der Krisis, aber einer Krisis, die wir in strenger Arbeit zu überwinden suchen. ...

„Lieber Onkel, ich wäre unglücklich, wenn ich dir zur Last fiele; ich möchte mich dir im Gegenteil nützlich machen. Vielleicht," fügte ich schüchtern hinzu, „könntest du mir zur Probe eine Stelle in deinem Kontor geben."

Scipio behielt seine bekümmerte Miene bei, stützte das Kinn in die Hand und schüttelte zweifelnd den Kopf: „Für den Augenblick ist mein Personal auf das unbedingt Nötige beschränkt. ... Um offen mit dir zu reden, Junge, das Geschäft mit dem Militärtuch hat nicht eingeschlagen. Der Gedanke war genial, aber er mußte an unserer schablonenhaften Verwaltung scheitern. ... Das Ministerium hat uns angeführt ... das Ministerium hat uns geprellt. ... Es gibt keinen Patriotismus mehr in Frankreich! ... Gott sei Dank, noch steht es nicht verzweifelt, dank der Energie dieser Dame, die du hier hinter dem Ladentisch siehst, und der ich dich vorstellen muß. ... Frau Clémence, die Witwe meines ehemaligen Geschäftsteilhabers Saintot, eine wackere Frau, die meine Anstrengungen mit einer Anhänglichkeit, mit einer übermenschlichen Selbstverleugnung unterstützt hat. ..."

„Herr Mouginot!" unterbrach ihn Frau Saintot in bittendem Ton.

„Nein, nein, gnädige Frau," beharrte mein Onkel, „lassen Sie mich diesem Kind die Wahrheit sagen. Jacques, du siehst in Frau Saintot ein engelgleiches Wesen, eine Frau von Geist und Gemüt vor dir, die beinahe ebensosehr als ich unter unsern gemeinschaftlichen Mißerfolgen zu leiden hatte, die sich aber heldenhaft aufgerichtet hat und mich im Kampf unterstützt, bis ich eine andre Ader gefunden haben werde!"

Während Scipio Mouginot diese Rede hielt, spielte ein bleiches Lächeln um den kummervollen Mund von Alices Mutter, und ihre braunen Augen, die den offnen, liebevollen, ergebenen Ausdruck von treuen Hundeaugen hatten, wurden feucht und richteten sich mit dem Ausdruck bewundernder Dankbarkeit auf meinen Onkel.

„Meine Damen," fuhr Scipio fort, die Hände nach Frau Clémence und ihrer Tochter ausstreckend, „das ist die ernste Frage, der wir gegenüberstehen: Mein hier gegenwärtiger Neffe Jacques kommt, wirft sich in meine Arme und sucht mein gegebenes Wort anrufend, Schutz bei mir. ... Soll ich ihn von mir stoßen, oder soll ich trotz der Schwierigkeiten des Augenblickes den Sohn meines Bruders bei mir behalten und ihn auf der Jagd nach dem Glück unterstützen?"

Frau Clémence sah mich mitleidig an und antwortete: „Was Sie thun, ist wohlgethan, Herr Mouginot."

„Natürlich muß man ihn behalten!" rief die kleine Alice mit köstlich entschiedener, herrischer Miene.

„Kinder sprechen die Wahrheit!" rief nun mein Onkel. „Also behalten wir Jacques. ... Wo drei essen, kann auch noch ein vierter satt werden. ... Morgen, mein Junge, werde ich an meinen Bruder Viktor schreiben, der heutige Tag aber sei ganz der Freude geweiht! ... Frau Clémence, wir werden unsre Mahlzeit etwas strecken und das gemästete Kalb schlachten müssen, um die Ankunft unsres lieben Jacques zu feiern. ... Wollen Sie die Güte haben, sich darum anzunehmen?"

Frau Clémence verbeugte sich schweigend, trat ins Nebenzimmer und kam mit einem Korb zurück. Sie warf eine Kapuze über den Kopf und ging fort, um ihre Einkäufe zu machen.

Während ihrer Abwesenheit fragte mich mein Onkel, wie ich meine Flucht bewerkstelligt habe, und zeigte mir die Wohnung, was nicht viel Zeit in Anspruch nahm. An den Laden stieß ein enges, mit Fliesen ausgelegtes Eßzimmer, das mit einer Küche in Verbindung stand, die ihr Licht nur durch ein vom Nachbarn nur geduldetes Fenster empfing, darauf folgte noch ein mit Geschäftsbüchern und Warenproben aller Art angefülltes Zimmer, das meinem Onkel zugleich als Schlaf- und Arbeitszimmer diente, und das war alles.

Während mir mein Onkel die Vorzüge dieser bescheidenen, „provisorischen" Wohnung darlegte, fragte ich mich unruhig, wo er mich wohl unterzubringen gedächte. — Vielleicht glaubte er, ich sei in einem Gasthof abgestiegen? — Diese Ungewißheit über meinen künftigen Unterschlupf quälte mich und

gerne hätte ich meinem neuen Vormund gegenüber eine Andeutung gemacht, aber einerseits war ich wie gelähmt von den Enttäuschungen, die seit meiner Ankunft über mich hereinbrachen, und andrerseits fühlte ich mich durch die Gegenwart der kleinen Alice eingeschüchtert. — Wir kehrten ins Eßzimmer zurück, wo Alice damit beschäftigt war, den Tisch zu decken; sie bewegte sich ganz wie jemand, der bei sich zu Hause ist, und erzählte mir rasch, daß sie und ihre Mutter eine eigne Wohnung hier im Hause haben, aber die Mahlzeiten mit meinem Onkel gemeinschaftlich einnehmen; dieser sei ihr Geschäftsteilhaber, obgleich die Leinwandhandlung auf den Namen von Frau Clémence eingeschrieben sei, aus Rücksicht für das Ansehen Scipio Mouginots, der sich nicht zum Leinwandhändler herabwürdigen wolle.

Aus allen meinen Himmeln herabgestürzt, drückte ich mich trübselig in einen Winkel, während Alice sich im Zimmer hin und her bewegte, leicht wie ein Vögelchen, das von Zweig zu Zweig hüpft.

Auch Alice hatte mich enttäuscht. Vor allem war sie nicht mehr die kleine Alice; sie besaß schon den Ernst und die Ungezwungenheit eines erwachsenen Fräuleins. Auch schien es mir, als habe meine unerwartete Ankunft nicht ganz den Eindruck auf sie gemacht, den ich mir davon versprochen hatte.

Während das Erscheinen und der Aufenthalt Alices in Villotte in meinen Augen zu einem Ereignis von großer Wichtigkeit wurde, war ich für sie nur ein flüchtiges Reiseerlebnis gewesen. In meinem einsamen Landstädtchen dachte ich tagtäglich an sie, während sie in ihrem geräuschvollen Paris mich nahezu vergessen hatte. Das merkte ich an der Art, mit der sie mich ansah und mit mir sprach; nicht als ob sie unfreundlich gewesen wäre, aber sie richtete ihre Worte mit liebenswürdig gleichgültiger Sorglosigkeit an mich.

Indem ich mich diesen Betrachtungen überließ, kehrte Frau Clémence mit den Mundvorräten zurück. Sie legte eine Büchse Sardinen, bei dem Garkoch gekauftes Geflügel, eine Terrine mit Gänseleberpastete, Trauben und drei versiegelte Flaschen auf dem Büffett nieder. Kurz danach wurde an der Thüre geläutet und ich sah nacheinander eine Austernhändlerin mit

Austern und einen Küchenjungen in weißer Jacke kommen, der eine Platte heißer, von Pfeffergurken eingefaßter Schweinerippchen brachte.

Im Handumdrehen war alles auf dem Tisch geordnet, der Wein entsiegelt, die Sardinen in eine kleine Porzellanschüssel umgelegt.

„Zu Tisch!“ rief mein Onkel und setzte sich neben Frau Clémence. „Du mußt heute eben mit dem vorlieb nehmen, was da ist, Jacques. . . . Wir haben nicht geahnt, daß wir heute abend noch die Freude haben würden, das Brot der Gastfreundschaft mit dir zu brechen.“

Ich war überrascht von der Ueppigkeit dieser innerhalb einer halben Stunde hergestellten Mahlzeit, zu deren Bereitung Frau Mouginot-Péchoin jedenfalls einen ganzen Tag gebraucht hätte. Also das hießen sie vorlieb nehmen müssen? Für Leute, die sich in Geldverlegenheit befanden, schien mir die Zusammenstellung immerhin recht annehmbar zu sein.

Frau Clémence legte mir ein Dutzend Austern vor. Ich hatte noch nie welche gegessen und muß gestehen, daß mir schon der Anblick dieser Muscheltiere den tiefsten Widerwillen einflößte. Nichtsdestoweniger wollte ich nicht gar zu sehr als Landpomeranze erscheinen und zwang mich, sie zu verschlucken, aber ich sah so unglücklich aus, während ich sie in meinem Mund hin und her warf, daß die respektlose Alice in lautes Lachen ausbrach. Scipio Mouginot hatte seine gute Laune wiedergefunden und gab sich Mühe, diese den übrigen mitzuteilen. Nur Frau Clémence blieb stumm und lächelte erzwungen. Während sie mich gänzlich mit den Austern beschäftigt glaubten, wechselten mein Onkel und Alices Mutter geheimnisvolle Reden, deren Sinn ich nicht verstand.

„Haben Sie die Herren gesprochen?“ fragte Frau Clémence ängstlich.

„Ja . . . das heißt . . . ich habe nur den Anwalt gesehen, aber das genügt.“

„Nun?“

„Beruhigen Sie sich. . . . Man setzt eine kleine Widerklage auf . . . um Plumerel den Mund zu stopfen, und damit ist die Sache erledigt.“

Die Antwort Scipio Mouginots schien Frau Clémence

zu beruhigen; sie atmete erleichtert auf, beteiligte sich mehr an der Unterhaltung und lächelte über die Einfälle ihres Geschäftsteilhabers. Der Onkel schien sich eines kräftigen Appetites und einer unveränderlichen Heiterkeit zu erfreuen. Die Serviette um den Hals, schlürfte er mit heiterer Stirn, hellem Auge und mitteilsamem Mund seine Austern, kostete seinen Chablis mit Kennermiene und sprach dabei wie ein Buch. . . . Börsengeschäfte, Freihandel und Stapelplätze — alles legte er uns mit der größten Leichtigkeit und fließendster Beredsamkeit dar.

Frau Clémence, Alice und ich verstanden zwar nichts von Volkswirtschaft, aber wir waren nichtsdestoweniger ganz geblendet und von Bewunderung für ihn erfüllt. Ich weiß nicht, war es der Einfluß des Chablis, oder der Gänseleberpastete oder der Beredsamkeit meines Onkels, aber die Sicherheit des letzteren ermutigte mich wieder und meine Hoffnungen richteten sich wieder auf wie junge Pflanzen nach einem erquickenden Regen.

So stieß ich denn fröhlich mit an, als man beim Nachtisch auf mein Wohl trank und mich willkommen hieß. Ich war von dem Lächeln der kleinen Alice schon so bezaubert und stand schon so sehr unter dem Einfluß des aufregenden Pariser Lebens, daß ich selbst in den Fehler der Gleichgültigkeit und des Vergessens verfiel, den ich Alice so zum Vorwurf gemacht hatte.

Ich erinnerte mich nicht mehr daran, daß gestern abend in Jeand'heurs andre Gläser mit dem meinigen auf fröhliche Wiederkehr angestoßen hatten; ich dachte nicht mehr an die trauten Gesichter Zélies, des Vetters Delorme und seiner Frau. Sie schienen mir weit entrückt in fernem Dämmerlicht zu verschwimmen. Ich hatte nur noch Augen für meine neuen Wirte, und meine Herzensverhärtung war so groß, daß ich nicht einmal mehr das Bewußtsein meiner Undankbarkeit hatte.

Wir saßen so behaglich zusammen und Onkel Scipio war so unterhaltend, daß wir gar nicht merkten, wie die Zeit enteilte. Plötzlich sah mein Onkel auf die Uhr: „Zehn Uhr! . . . Jacques wird müde sein und wir dürfen ihn nicht länger aufhalten. . . .“

„Aber Herr Mouginot,“ bemerkte Frau Clémence sanft, „ich glaube, daß Ihr Neffe direkt vom Bahnhof aus zu uns

gekommen ist und angenommen hat, er werde bei Ihnen wohnen."

„Hast du dir wirklich kein Zimmer im Gasthof bestellt, Jacques?" fragte mein Onkel.

Auf meine verneinende Antwort fügte er noch hinzu: „Und dein Gepäck?"

Ich erklärte ihm, daß meine Sachen in Jeand'heurs geblieben seien, und daß ich all mein Hab und Gut bei mir trage. Er sann einen Augenblick nach, dann wandte er sich zu Frau Saintot: „Wo zum Kuckuck könnten wir Jacques denn unterbringen?"

Sie schlug vor, mir im Laden ein Lager zu bereiten.

„Ja, im Laden, das ist prächtig," rief Onkel Scipio lachend; „jedenfalls fehlt es da nicht an Betttüchern!"

Im Handumdrehen war der Tisch abgedeckt und dann wurde für meine Unterkunft Sorge getragen. Alle legten Hand an. Mein Onkel zog eine seiner Matratzen aus dem Bett; Frau Saintot ging in ihr Zimmer hinauf und holte Deckbetten; eine Rolle Leinwand diente mir zum Polster und die kleine Alice lieh mir ihr Kissen. Eine halbe Stunde später lag das weiße Bett fix und fertig auf dem eichenen Ladentisch. Frau Saintot und Alice gingen hinauf, und ich blieb mit meinem Onkel allein in meinem Schlafgemach.

„Ich glaube, du wirst da ganz gut schlafen," sagte er und betastete das aus dem Stegreif fabrizierte Bett, „vorausgesetzt, daß du dich nicht zu lebhaft bewegst, denn dann läufst du Gefahr, einen Purzelbaum zu machen. . . . Eine Nacht ist schnell vorbei und dann sorgen wir dir für ein bessres Unterkommen. . . . Nun aber gute Nacht, Jacques. . . . Morgen haben wir ernste Dinge zu besprechen. . . ."

Er begab sich in sein Zimmer; ich entkleidete mich eilig und schwang mich mit Hilfe eines Stuhles in mein Bett. . . . Wohl war es ein wenig hart im Vergleich zu meinem Lager in Jeand'heurs, allein ich streckte mich dennoch wohlig darin aus. Trotz meiner großen Müdigkeit wollte sich der Schlaf nicht so schnell einstellen, als ich erwartet hatte. Von der Straße her drang allerlei Geräusch zu mir herauf, aus dem Erdgeschoß vernahm ich das Klimpern einer Guitarre und die Stimme eines Bänkelsängers, der in der Weinwirtschaft eine Romanze brüllte. Der Gedanke, daß ich mich in Paris befand, versetzte mich in fieberhafte Aufregung, doch endlich

beruhigte mich der köstliche Hanfgeruch und in dem Gedanken an die kleine Alice sank ich, den Kopf auf ihrem Kissen, in Schlummer.

Zehntes Kapitel.

Als ich am andern Morgen durch das Geräusch eines Milchwagens, der mit seinen gefüllten Blechkannen vom Bahnhof zurückkam, aus dem Schlaf aufgeweckt wurde, wußte ich zuerst gar nicht, wo ich mich befand. Ich streckte mich und war erstaunt, mich wie zerschlagen zu fühlen, dann kam mir zum Bewußtsein, daß ich die Nacht auf dem wenig elastischen Ladentisch verbracht hatte. Ich wußte nicht, wieviel Uhr es war, schloß aber aus dem Lärm, der aus dem Hof herauftönte, daß der Morgen schon ziemlich vorgerückt sein müsse, obgleich das Tageslicht, das durch die Fenster hereinfiel, seltsam matt war. Rasch sprang ich von meinem Ladentisch herunter und zog mich eiligst an, um nicht von Frau Clémence oder etwaigen Kunden in unvollständigem Anzug überrascht zu werden. — Zwanzig Minuten später horchte ich gekämmt und gewaschen, von Kopf zu Fuß angekleidet, an der Eßzimmerthür, aber kein Ton ließ sich vernehmen; Onkel Scipio schlief noch. Nach der Treppe hin war es ebenso still. — Ich dachte daran, wie viele Kunden um diese Zeit schon die Mouginot-Péchoinsche Apotheke besucht hatten und fand, daß man in Paris bedeutend später aufstehe als in der Provinz. Ich öffnete eines der Fenster und vergnügte mich damit, das Leben auf dem Hof — in andern Wohnungen schien man doch früher Tag zu machen — zu beobachten. — Während ich dem Wiedererwachen des arbeitenden Paris lauschte, legte sich eine Hand auf meine Schulter. Ich drehte mich um und sah mich meinem Onkel gegenüber, der frisch rasiert war und seinen Rock zuknöpfte.

„Guten Morgen, Jacques," sagte er lustig. „Schon auf? ... Vorzügliche Gewohnheit! ... Hast du gut geschlafen? ... Ja ... Gut! Nun erzähle mir aber, solange wir allein sind, deine Geschichte und erkläre mir, unter welchen Umständen du die Apotheke meines Bruders Viktor verlassen hast."

Ich gestand ihm alles haarklein bis zu meiner Abreise von der Papierfabrik.

Er schmunzelte und rieb sich die Hände, während er mir zuhörte. Als ich dann zu Ende war, erwiderte er: „Das wird alles schon recht werden. . . . Ich werde an Viktor schreiben, ihm deine Ankunft bei mir anzeigen und ihm anbieten, deine Erziehung zu übernehmen. Ich habe Grund zu glauben, daß er unter den gegebenen Verhältnissen meinen Vorschlag annehmen wird."

Ich erschöpfte mich in Danksagungen und versicherte meinen Onkel meiner innigsten Erkenntlichkeit.

„Du brauchst mir nicht zu danken," fuhr er würdevoll fort, „ich folge einfach der Eingebung meines Herzens. . . . Doch machen wir's kurz und kommen wir zur Sache. Wie du siehst, wohnen wir zu eng, um dich hier behalten zu können; ich sehe mich also genötigt, dich . . . für den Augenblick in einer Pension unterzubringen, wo du dir, wie ich hoffe, die Kenntnisse erwerben wirst, die dir unentbehrlich sind, wenn du mich in der Ausbeutung der neuen Ader, die ich unfehlbar bald entdecken werde, unterstützen willst."

Bei dem Wort Pension machte ich ein langes Gesicht. Wie! Sollte ich die kleine Alice nur wiedergefunden haben, um sie sofort aufs neue zu verlieren? War ich der Wut Pestels nur entflohen, um in einen vielleicht noch unerträglicheren Kerker gesperrt zu werden? . . .

Mein Onkel, der meine Enttäuschung bemerkte, verwahrte sich dagegen. „Beruhige dich! . . . Es handelt sich nicht um ein solches Loch wie bei Pestel. . . . ‚Das litterarische, wissenschaftliche Institut', in das du eintreten sollst, wird von einem Freund von mir geleitet, von einem freien Geist, einem Gelehrten, der den Unterricht von den hergebrachten Bahnen abgelenkt hat. . . . Seine Methode ist eigenartig, seine Gelehrsamkeit unendlich; in seiner Anstalt vereinigen sich die vornehmsten jungen Leute Frankreichs und des Auslandes. . . . Freue dich deiner glücklichen Aussichten! . . . Evariste Cornevin ist ein Mann von ganz ungewöhnlichem Verstand und Frau Cornevin ist ihren Zöglingen eine wahre Mutter. . . . Um meinetwillen wirst du verhätschelt werden, als ob du das Kind des Hauses wärest!"

Ich gab mir Mühe, befriedigt zu erscheinen, aber nichtsdestoweniger legte sich über mein Inneres eine Traurigkeit

gleich dem Herbstnebel, der an einem Oktobermorgen von den Wiesen aufsteigt.

„Glaub mir, du wirst nicht zu beklagen sein, und außerdem verlebst du alle Sonntage mit uns. . . . Also es bleibt dabei: ich schreibe an meinen Bruder Viktor, dann frühstücken wir und nachher führe ich dich in das Cornevinsche Institut. Das Wetter ist schön, wir gehen zu Fuß und unterwegs zeige ich dir ein gutes Stück von Paris."

Während der letzten Worte waren Frau Clémence und Alice erschienen. Mein Onkel teilte ihnen seine Pläne mit und begab sich dann wieder in sein Zimmer, um den Brief an die Mouginot-Péchoins zu schreiben. Nachdem sie einige liebevolle, ermutigende Worte an mich gerichtet hatte, beschäftigte Frau Clémence sich mit dem Frühstück und ich blieb mit Alice allein.

Sie hatte wieder ihre Lüsterschürze an und begann, vor sich hinsummend, die Federn und Bücher auf ihrem Pult zu ordnen. Mit stummer Bewunderung folgte ich ihr mit den Augen und das Herz wurde mir schwer bei dem Gedanken, sie so schnell verlassen zu müssen.

Plötzlich drehte sie sich um und fragte mit schalkhaftem Lächeln: „Warum machst du denn ein so klägliches Gesicht? . . . Nimmst du es dir so zu Herzen, daß du zu den Cornevins in die Pension kommst? . . . Du hast keinen Grund dazu, denn sie sind sehr angenehm und es wird dir nicht langweilig bei ihnen werden."

„Kennst du sie denn?"

„Natürlich. . . . Ich bin manchmal mit meiner Mutter in ihren Gesellschaften gewesen. . . . Es ist immer sehr lustig dort; man musiziert und tanzt, die Schüler werden auch eingeladen und man unterhält sich ganz gut."

Diese Pension, in der man tanzte, warf alle meine bisherigen Begriffe von Schulen über den Haufen, heiterte mich aber doch ein wenig auf, und ich fragte Alice, ob sie an den Gesellschaftsabenden des Instituts auch teilnehmen würde, wenn ich dort sein würde.

„Ich weiß nicht," erwiderte sie. „Mutter ist im Augenblick sehr beschäftigt und hat keinen Sinn fürs Tanzen. Aber jedenfalls kommst du alle Sonntag zu uns und wir wollen dir schon Zerstreuung verschaffen, soviel wir können. . . . In der guten Jahreszeit gehen wir über Feld,

und du sollst sehen, wie schön die Wälder von Montmerency sind!"

„Sind sie schöner als die Wälder von Villotte?"

„Gar kein Vergleich!" gab sie mit verächtlich aufgeworfenem Mund zurück.

Die Mißachtung, mit der sie von den Wäldern meiner Heimat sprach, schien mir an Undankbarkeit zu grenzen und ich entgegnete: „Immerhin gefiel es uns gut unter dem Farnkraut auf der Brache des kleinen Jura."

„Auf welcher Brache? In welchem Farnkraut?" fragte sie mit der Miene eines Menschen, der gar nicht versteht, von was die Rede ist.

„Die Brache, auf der wir an einem Julimorgen saßen, während die Lerchen sangen und du mir von Viviane erzähltest. . . ."

„Ach ja!" lispelte sie mit verständnislosem Lächeln.

Aber ich hatte wohl gemerkt, daß sie gar nicht wußte, von was ich sprach. Sie hatte dies alles vergessen und dies Vergessen fiel mir schwer aufs Herz. . . .

Wir frühstückten eilig, fast stehend; dann zog mein Onkel seinen haselnußbraunen Ueberzieher an und ich nahm meinen Strohhut; der Augenblick der Trennung war gekommen. Frau Clémence blickte mich mit feuchten Augen an und drückte mir die Hand. Ich trat zu Alice und küßte sie. Sie schüttelte ihre schwarzen Locken und sagte, um mich aufzurichten: „Auf baldiges Wiedersehen, Jacques! . . . Du kommst ja nächsten Sonntag."

„Wann ist er . . . der nächste Sonntag?"

Alice lachte hell auf: „Nun in acht Tagen natürlich, da es doch heute Sonntag ist. . . . Warte, ich will dir was geben, damit du es nicht vergißt!"

Sie kramte in ihrem Pult herum und brachte ein winziges Kalenderchen zum Vorschein.

„Sieh," erklärte sie mir, in neues Lachen ausbrechend, „die Sonntage sind mit roten Buchstaben gedruckt, so daß du dich nicht wohl täuschen kannst."

Sorgfältig verwahrte ich dies Andenken Alices in meinem Westentäschchen und dann ging's fort.

Der Himmel war von einem leichten Nebelschleier bedeckt, aber das Pflaster war trocken. Leichten Schrittes gingen wir den Faubourg hinab, in dem sich ein doppelter Strom von ge-

räuschvollen Fuhrwerken und von geschäftigen Fußgängern dahinwälzte. Das ständige Wagenrollen, die zahllosen Vorübergehenden, die Straßenrufe, die Höhe der Häuser, all dies betäubte und blendete mich. An einem gewissen Punkt mündete der dem Faubourg entstürzende Strom in das Gewimmel einer noch viel lärmenderen Menschenmenge, die sich auf einer breiten, mit Bäumen bepflanzten Querstraße dahinbewegte, und mein Onkel Scipio rief mir zu: „Die Boulevards!"

Mühsam durchkreuzten wir diese Flut und bogen in eine ebenso belebte Straße wie die vorige. Ueberall das gleiche Gedränge in dieser ungeheuren Stadt, deren Getöse mich zu erschrecken begann. Die schwarze, eine halbe Meile lange Straße mündete plötzlich auf einen weiten, lichthellen Raum. Die Sonne schimmerte durch den Nebelschleier; ich sah das grüne Wasser eines großen Flusses vor mir, der an beiden Ufern durch Baumgruppen, hohe Häuser und Paläste begrenzt wurde; über die Dächer ragten Türme, schieferbedeckte Kuppeln und Kirchturmspitzen empor. Wir überschritten eine monumentale Brücke mit einem Reiterstandbild. Ich war ganz geblendet und verwirrt von all den neuen Bildern, so daß ich meinem unermüdlichen Onkel kaum mehr zu folgen vermochte, der mich an der Hand weiterzog. Endlich gelangten wir, am andern Ufer der Seine, in die große Rue Montrouge. Hier standen die Häuser weiter voneinander ab, die zahlreicheren Gärten sorgten für bessere Luft und ich atmete leichter.

„Wir sind am Ziel," sagte mein Onkel.

Er blieb vor einer Steinmauer stehen, auf der in großen, weit auseinander stehenden schwarzen Buchstaben zu lesen war:

„Litterarisches und wissenschaftliches Institut."
Direktor: E. Cornevin.

Scipio Mouginot öffnete eine kleine, in das große Gitterthor eingefügte Nebenthür und zog mich mit sich über einen mit dürftigen Blumenbeeten geschmückten Hof, nach einem viereckigen Gebäude, auf dem die nämliche Inschrift mit goldnen Buchstaben zu lesen war. Im Hausflur stand über einer Flügelthür: „Zimmer des Direktors." Mein Onkel klopfte an und öffnete, ohne auf Antwort zu warten.

In der Mitte des mit Büchern förmlich tapezierten

Zimmers saß ein Herr in einem Schreibtischsessel, der beim Klang unserer Schritte sich umwandte und ungestüm emporsprang.

„Mouginot!"

„Lieber alter Cornevin!"

Die beiden Freunde drückten sich in überfließender Freude wieder und wieder die Hände, während ich den Institutsvorstand mit großen Augen betrachtete.

Evariste Cornevin hatte weder die pedantische Feierlichkeit noch das grimme Aeußere des Schultyrannen Pestel.

Er war ein Mann von mittlerem Alter und von mittlerem Wuchs, hatte lebhafte Gebärden, einen dünngesäten roten Bart und hellblaue, träumerische Augen. Er war in Pantoffeln und trug einen vollständigen Anzug von zimtbrauner Farbe, während sein langer Kopf mit der ekstatischen Stirn von einer rötlichgelben Ledermütze bedeckt war.

„Wie stehen deine Geschäfte?" fragte Onkel Scipio in teilnahmsvollstem Ton, „und wie geht's deiner liebenswürdigen Frau?"

„Danke, meine Frau ist wohl und ich ebenfalls; was dagegen die Geschäfte anbelangt, so gehen sie nur langsam voran, lento pede. . . . Die Sache entwickelt sich noch nicht flott, aber ich will jetzt kräftig in die Lärmtrompete der Reklame stoßen. . . ."

Er entfaltete einen langen Streifen weißen Papiers, auf dem gedruckt stand: „Litterarisches und wissenschaftliches Institut, geleitet von Evariste Cornevin, Licentiat der Wissenschaften. — Neue Lehrmethode für die toten und die lebenden Sprachen. Zehnjähriger Erfolg."

„Sehr gut," lobte mein Onkel. „In unsrer Zeit erobert man die Welt mit Annoncen. . . . Das Publikum wird anbeißen."

„Das glaube ich wohl," fuhr Cornevin unbefangen fort, „nur hat die Sache einen kleinen Haken. . . . Die vierte Seite der Zeitungen ist teuer, und mir fehlt's an Geld."

„Weißt du was," schlug Scipio Mouginot vor, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, „gib mir den Abdruck mit. . . . Ich kenne eine Agentur, die die Sache zu mäßigem Preis besorgen und dir Zeit lassen wird. . . . Inzwischen habe ich dir einen Zögling gebracht."

„Du bist ein wahrer Freund, Mouginot," rief Cornevin,

indem er mich neugierig und lächelnd betrachtete. . . . „Wer ist es?"

„Mein Neffe."

Cornevin lächelte noch immer, aber es war ein unruhiges Lächeln geworden.

„Ja, mein Neffe," fuhr mein Onkel lebhafter fort, „beinahe mein Sohn! . . . Ein Junge, der dir Ehre machen wird! . . . Eine bedeutende Begabung, die sich bei dir wunderbar entwickeln wird."

„Der Neffe Scipio Mouginots kann nur eine ausgezeichnete Persönlichkeit sein," entgegnete Cornevin höflich.

Er unterbrach sich, reichte mir die Hand, nahm eine Druckschrift von seinem Schreibtisch und gab sie mir: „Hier, mein Junge, lies das, während wir unsre Geschäfte besprechen. . . . Es ist das Schulprogramm."

Ich setzte mich in eine Ecke und blätterte in der Broschüre, aus der ich ersah, daß man bis dahin nicht verstanden hatte, den Kindern die toten Sprachen beizubringen, und daß Herr Cornevin es auf sich nahm, jedes Kind in zwei Jahren geläufig griechisch und lateinisch sprechen zu lehren, wie auch einige lebende Sprachen noch obendrein. Unterdessen berieten die beiden Herren in einer Fenstervertiefung miteinander; sie hatten mich vergessen und sprachen mit lauter Stimme, so daß einzelne Bruchstücke ihrer Unterhaltung bis zu mir herüberdrangen.

„Du weißt ja," sagte Cornevin schüchtern, „daß das Institut das Bettzeug nicht stellt. . . . Was die pekuniären Bedingungen betrifft, so werde ich dich als Freund behandeln."

„Cornevin," rief mein Onkel mit einer edlen Gebärde der Uneigennützigkeit, „deine Bedingungen sind auch die meinen! Lassen wir diese kleinlichen Geldfragen beiseite."

„Nein, nein," entgegnete der Institutsvorstand lebhaft, „wir wollen sie im Gegenteil gleich besprechen, dann brauchen wir später nicht mehr darauf zurückzukommen. . . . Tausend Franken und die Wäscheausstattung — ist dir das zu viel?"

„Lieber Freund, die geistige Bildung kann nie hoch genug geschätzt werden. . . . Der Junge wird stets in deiner Schuld bleiben."

„Es wird immer für ein Vierteljahr vorausbezahlt, . . ." deutete Cornevin sanft an.

„Vortrefflich. . . . Nur werde ich, wenn du nichts dagegen hast, deine Forderung in Waren begleichen. . . . In meiner Kasse ist augenblicklich Ebbe, aber ich habe extrafeine Elsäßer Leinwand auf Lager. . . . In einer Anstalt wie der deinigen braucht man immer Weißzeug und du entnimmst dir bei mir davon, so viel du willst."

Die extrafeine Elsäßer Leinwand schien Herrn Cornevin nicht zu entzücken; er blieb stumm und nachdenklich, ja er verzog sogar das Gesicht zu einer leichten Grimasse. Dann fügte Scipio Mouginot hinzu: „Ich könnte dich auch gleichermaßen mit köstlichem Gérardmer-Käse versehen. . . . Das wäre ausgezeichnet zum Frühstück."

„Gut," sagte schließlich der Pensionsvorsteher, „ich bin damit einverstanden, vorausgesetzt, daß mein Finanzminister, meine Frau, die Sache gutheißt. . . . Komm, wir wollen ihr deinen Neffen zeigen."

Wir gingen in das nächste Zimmer, wo ich Frau Cornevin vorgestellt wurde. Diese kleine, zusammengeschrumpfte Frau steckte in einem verschossenen blauen Morgenrock und war so verhutzelt und so rötlich angehaucht wie ein Weinblatt im Herbst, aber sie war sehr lebhaft, sprach mit einem leicht südlichen Dialekt und hatte ein ziemlich jugendliches Wesen, das durch eine Fülle falscher, auf die Stirne fallender brauner Locken noch mehr hervorgehoben wurde. Offenbar führte sie ihren Mann am Gängelband, aber sie war gutmütig und empfing Onkel Scipio, der sie natürlich wie alle Frauen für sich eingenommen hatte, sehr herzlich. Mir klopfte sie freundschaftlich auf die Wange und dann nahm sie, mit der Freude einer Hausfrau, die keinen allzugroßen Leinenvorrat hat, die von meinem Onkel vorgeschlagene Bezahlungsart an. Was meine Ausstattung anbelangte, so hoffte mein Onkel, daß mich die Mouginot-Péchoins mit dem Nötigen versehen würden.

Nachdem dies abgemacht war, führte uns Herr Cornevin durch das ganze Haus. Die wenigen, schon wieder eingetretenen Zöglinge machten sich den Sonntag zu nutze, um in Paris herumzubummeln, so daß das Institut ganz verlassen war. Schlafsaal, Arbeitssaal, Schulzimmer, Empfangszimmer — nichts wurde uns geschenkt — wir mußten alles sehen. Wir endigten im Speisesaal, auf dessen weißangestrichenem Getäfel die schmutzigen Finger der Dienstboten schwarze Abdrücke hinter-

lassen hatten. — Ein länglicher, mit Wachstuch bedeckter Tisch nahm die Mitte des Zimmers ein und etliche zwanzig Stühle standen um ihn herum.

„Dies ist das Refektorium," sagte Cornevin mit begeisterter Miene, während seine Frau Malaga in vier Bordeauxgläser goß; „dies ist der Raum, in dem die Pensionäre täglich dreimal an den Mahlzeiten der Familie teilnehmen. . . . Die Zöglinge essen mit ihren Lehrern; sie lauschen deren litterarischen oder wissenschaftlichen Gesprächen und führen so gleichzeitig dem Leib und der Seele Nahrung zu. . . . Mouginot, ein Glas Malaga! . . . Ich trinke auf den Erfolg des Onkels und des Neffen!"

Wir stießen an und dann sah mein Onkel auf seine Uhr. Er mußte zu seinen Geschäften zurück; er verabschiedete sich von den Cornevins und wir begleiteten ihn bis ans Hofthor.

„Auf Wiedersehen, Jacques!" rief er. „Sei eingedenk des Wahlspruches jenes philosophischen Kaisers von Rom: ‚Laboremus!' und grabe ihn tief in dein Herz!"

Ich glaubte, er sei fort, und schickte mich an, ganz niedergeschlagen hinter dem Ehepaar Cornevin drein ins Haus zurückzukehren, als das Nebenpförtchen noch einmal aufging und der Kopf Onkel Scipios in der Oeffnung erschien; er winkte mir zum letztenmal mit der Hand und rief wiederum: „Laboremus," um dann endgültig zu verschwinden.

Die Cornevins kehrten zu ihren verschiedenen Beschäftigungen zurück und überließen mich meinen Betrachtungen in einem hinter dem Hause gelegenen Garten, wo man eine Turnanstalt errichtet hatte.

Dieser Garten, dessen spärliches, rötlich angehauchtes Gebüsch der Herbstwind entblätterte, bestand fast ganz aus Rasengrund und erschien mir als Bild meines traurigen Herzens. Er war ebenso verlassen und vernachlässigt wie ich. Einige lilafarbene Astern, ein paar blasse Chrysanthemum blühten einsam hier, während große Weiden ihre silberschimmernden Blätter in die Winde zerstreuten.

Der einen Augenblick gelichtet gewesene Nebel verschleierte den dämmernden Himmel aufs neue und legte über alle Dinge ringsum seinen samtweichen feinen Dunst. In der Ferne wurde langsam die Glocke eines Klosters angeschlagen und dieses melancholische Abendläuten — das erste, das ich in Paris

vernahm — erweckte alle meine alten, ländlichen Eindrücke wieder. Einen Augenblick fühlte ich mich nach Villotte zurückversetzt, und die Sehnsucht nach dem heimatlichen Boden fiel mir schwer aufs Herz. Meine Augen wurden feucht; da dachte ich an die kleine Alice. Ich zog das kleine Kalenderchen aus meiner Tasche, in dem jeder rote Buchstabe fröhlich die Sonntage bezeichnete, an denen ich meine kleine Freundin wiedersehen sollte, und dann küßte ich das winzige Stückchen Pappe, auf dem die braunen Augen Alices geruht hatten.

Elftes Kapitel.

Acht Tage nach meinem Eintritt in das Cornevinsche Institut habe ich die kleine Alice wiedergesehen und einen schönen Sonntag bei ihr verlebt. Mein Onkel führte uns in den Louvre und in den Luxembourg; wir aßen im Restaurant und danach kehrte ich gerne in die Pension zurück, in der ich mich einzugewöhnen anfing. An die Delormes schrieb ich einen liebevollen Brief, um mich bei ihnen für die Art meiner Abreise zu entschuldigen. Die Mouginot-Péchoins waren, wie es mein Onkel Scipio vorausgesehen hatte, im Grunde froh, mich los zu sein, und so ließ sich alles in gutem mit ihnen abmachen. In einem Brief, der mich des Eigensinns und des Undanks in höchstem Grad beschuldigte, trat Onkel Viktor seine Machtbefugnisse an seinen Bruder ab und verpflichtete sich in seinem eignen und dem Namen der Mouginot-Tupins, zwei Dritteile zu den Kosten meiner Erziehung beizutragen. Meine bescheidene Ausstattung wurde von Villotte geschickt und in Paris ergänzt, so daß ich beinahe alles hatte, wie die andern Zöglinge auch. Mein Onkel Scipio zeigte sich großmütig; den zweiten Tag nach meinem Eintritt erschien ein Dienstmann, der eine Handkarre vor sich herschob und übergab Frau Cornevin ein ganzes Warenlager von Elsäßer Leinwand und außerdem noch eine Schiffsladung von Géradmer-Käsen. Nun blieb mir nichts mehr übrig, als dem Rat meines Onkels zu folgen und den Wahlspruch des philosophischen römischen Kaisers auszuüben: „Laboremus!“

Ich hatte den besten Willen zu arbeiten, aber aller Anfang ist schwer. Ganz zuerst verwirrte mich auch die neue Lehrmethode des Institutes Cornevin. Man hatte mich in die zweite Abteilung, zu den Anfängern gesteckt, und noch heute sehe ich mich, wie ich zum erstenmal das große Schulzimmer betrat, um einer von Herrn Oskar Feucherot, — dem „Lehrer für alles“ im Institut — erteilten Mathematikstunde anzuwohnen.

In dem großen, kahlen, weißgetünchten Raum, der mit einer Estrade, einem schwarzen Tisch und mehreren Reihen Bänken möbliert war, saßen acht Schüler von zwölf bis vierzehn Jahren in nachlässiger Haltung zerstreut. Es waren fast lauter Fremde: vier Rumänen, zwei Serben und ein Kreole aus San Domingo. Die französische Nationalität war nur durch einen Verwandten der Frau Cornevin und mich vertreten. — Auf der Estrade erhob sich unser Lehrer Oskar Feucherot, lang wie ein Fasttag und so mager, daß er in seinen schwarzen Kleidern fast verloren ging. Er war aufs sorgfältigste rasiert, hatte bleiche, hohle Wangen und leuchtende Augen; seine braunen Haare fielen, nach hinten gestrichen bis auf den Hals hinab und entblößten eine übermäßig große Stirne. Aufgeregt bewegte er seine weberbaumartigen Arme hin und her und schien sich auf der Musik der Sätze zu wiegen, die er mit begeisterter Miene in hochtrabendem, eintönigem Rhythmus skandierte. Diese Deklamation schien hypnotisierend auf die Schüler zu wirken; allmählich fingen sie an mit den Augen zu zwinkern wie Leute, die am Einschlafen sind; doch bekämpften sie diese Schlafanwandlung, indem sie sich mit Zuckerwerk vollstopften. Ich sperrte Ohren und Augen weit auf und bemühte mich, zu verstehen, aber es gelang mir nur, geheimnisvolle, unbekannte Worte im Flug zu erhaschen. Noch von Pestel her hatte ich einen bitteren Groll gegen die Mathematik bewahrt, aber ach, die Theorieen der Pestelschen Pension waren klar wie das Wasser eines Felsenquelles im Vergleich zu den Rebusen, die uns Oskar Feucherot zu raten gab. Glücklicherweise spickte Herr Feucherot von Zeit zu Zeit seine sonderbaren Formeln mit Abschweifungen auf zeitgenössische Dichter und mit der Mitteilung poetischer Fragmente, die nur in äußerst losem Zusammenhang mit der Wissenschaft der Zahlen standen. Währenddessen erholte ich mich wieder, die Musik der Verse entzückte mich und alles in allem zeigte ich

mich doch aufmerksamer als die Mehrzahl der Klasse und gewann mir dadurch die Gunst des Professors.

Auf die Mathematik folgten die alten Sprachen, und in diesen Stunden erklärte uns Herr Cornevin seine Methode, lateinisch und griechisch in zwei Jahren zu lernen.

Um zwölf Uhr wurde zum zweiten Frühstück geläutet und die beiden Abteilungen nahmen in dem getäfelten Saal ihr Mahl ein in Gesellschaft von Herrn und Frau Cornevin, von Herrn Feucherot und einem andern Professor von quecksilberartiger Lebhaftigkeit, der den Zeichenunterricht erteilte. Im ganzen waren wir höchstens zwanzig Schüler, unter denen das exotische Element vorherrschte.

Die Mahlzeiten waren reichlich, die Kost vorzüglich; man merkte, daß der Direktor und seine Frau gerne gut lebten, und dies kam uns zu statten. Nur war der Küchenzettel eigentümlichen Schwankungen unterworfen. Es gab Wochen, in denen der Salm die Grundlage unsrer Ernährung bildete, und andre, in denen wir der welschen Hühner mit Kastanien völlig überdrüssig wurden. In den ersten Tagen nach meinem Eintritt wurde das Erscheinen des Gérardmer-Käses in seiner Holzschachtel mit lebhafter Befriedigung begrüßt und die Tischgenossen schienen diese fette, mit Anis gewürzte Masse mit Vergnügen zu verzehren.

Allein nach Verlauf von zwei Wochen hatte die Beharrlichkeit, mit der Frau Cornevin diesen anisgewürzten Rahmkäse morgens und abends auftischte, die Geduld selbst der genügsamsten Zöglinge erschöpft und so oft die Holzschachtel erschien, ertönte zorniges Gebrumm rings um den länglichen Tisch. Das schlimmste aber war, daß es, vermutlich durch die Köchin, bekannt geworden war, daß diese unerschöpflichen Käse von meinem Onkel kamen und einen Teil meines Kostgeldes ausmachten. — Infolgedessen wurde ich während jeder Freistunde mit so demütigenden Vorwürfen überschüttet, daß ich mich, um diesen zu entgehen, traurig in ein Nebenzimmer zurückzog. Eines Nachmittages, als das Schimpfen wegen des allzuweit vorgerückten Zustandes des verdammten Gérardmer-Käses gar zu arg geworden war, zog ich mich in das Arbeitszimmer zurück, wo der Ofen leise bullerte.

Als ich eintrat, sah ich den langen Oskar Feucherot am Ofen sitzen und auf unförmliche Papierstücke einiges hinkritzeln.

Als er mich erblickte, schob er die Papiere in die Tasche; eines davon fiel zur Erde, ich hob es auf und warf, ehe ich es zurückgab, einen Blick auf das beschriebene Blatt, auf dem die Zeilen zu vier und vier zusammenstanden. Während ich das Papier Herrn Feucherot zurückgab, rief ich: „Das sind Verse, nicht wahr?"

„Ja," erwiderte der Professor, der mich gern hatte und mir deshalb sein Vertrauen schenkte, würdevoll, „ja, es sind Verse."

„Und Sie haben sie gemacht, Herr Feucherot?"

„Ja. . . . Um mich über die traurige Wirklichkeit hinwegzutäuschen, beschwöre ich die Chimära herauf, die auf der Schwelle zur Kunst gelagert liegt, und lasse die magischen Worte, die von ihren Lippen fallen, nach einem neuen Rhythmus erklingen."

„O, bitte, lesen Sie mir's vor!"

Sichtlich geschmeichelt von diesem Verlangen, deklamierte er mit langsamer, beinahe weihevoller Stimme:

„Aus dem Lande des grünen Heimwehs zurück,
Wo sie weilet die Freundin mit lieblichem Blick,
Mit bleichem, liliengleichem Gesicht.
Wo den Mund umspielet ein Lächeln licht,
Erhaben und kindlich doch zugleich.
Die Rosen von einst umkosen sie weich,
Und rot in der Abendsonne Gold
Erscheint mir die Schöne so traut und hold."

„Aus der grauen Verbannung des Schlummers erwacht,
Wo vom Frost die beschlagene Scheibe kracht,
Und hinter dem Fenster Musik ertönt,
Die ewig das öde Leben verschönt,
Wo ein ferner Gesang, wie aus besserer Welt
Herab von dem rötlichen Himmel fällt!"

Ich verstand nicht das mindeste davon, und doch war ich entzückt. War es wohl eine unbewußte Neigung, die mich zu der Dichtung hinzog? War es der Wohlklang der Worte, der meinem Ohr schmeichelte, oder besaßen diese Vokale, wie Herr Feucherot behauptete, schon allein die Kraft, mich mit Poesie zu erfüllen? Ich fühlte mich in eine neue Welt versetzt, ich bewunderte harmlos den Gallimathias meines Lehrers und drückte ihm mein Entzücken in begeisterten Worten aus: „Wie schön das ist! . . . Wie glücklich Sie sind! Ach, wie gerne würde ich auch Verse machen!"

Oskar Feucherot lächelte und warf sich in die Brust: „Man muß nicht nur ganz besonders begabt dazu sein," erwiderte er, „sondern man muß auch vor allen Dingen in die Kunst der Metrik eingeweiht sein. . . . Wenn Sie wollen, werde ich Sie darin unterrichten."

Dankbar nahm ich an, denn ich glaubte, in Versen besser zu Alices Herz reden zu können.

Von diesem Tag an weihte mich Herr Feucherot in den Freistunden in die Geheimnisse der Prosodie ein: er lehrte mich die Kunst, neue, reiche, seltene Reime ausfindig zu machen, den Vers mittels der Cäsur und des Ueberschreitens aus einer in die andre geschmeidig zu machen und sonderbare Ausdrücke, unerwartete, beziehungsvolle Eigenschaftswörter daran anzuknüpfen. Dank diesem täglichen Verkehr entwickelte sich eine freundschaftliche Vertraulichkeit zwischen uns; Feucherot ließ mich an seinem ehrgeizigen Streben und hauptsächlich auch an seinen Enttäuschungen teilnehmen. Seine Lehrpflichten lähmten seinen Geist und er verglich sich mit Apollo, der bei Admet seine Herden hütete.

„Aber es scheint mir doch, als ob man mit Ihrem Talent sofort Reichtum und Ruhm erwerben müßte," sagte ich.

Er lächelte ironisch und betrachtete seine alten Stiefel mit den schief getretenen Absätzen: „Ruhm, das ist möglich," erwiderte er, „aber Reichtum! . . . Heutzutage ernährt die Poesie ihren Mann nicht. . . . Um leben zu können, habe ich die Stelle bei Cornevin angenommen. . . . Ich habe hier wenigstens Kost und Logis in Ermangelung klingender Münze."

„Aber Herr Cornevin wird Ihnen doch einen schönen Gehalt bezahlen?"

„Er sollte es mir allerdings, und vielleicht thut er es auch noch einmal, denn er ist anständig, aber bis jetzt habe ich noch keinen Heller von ihm bekommen."

Ich machte große Augen, denn nach der Lebensweise im Institut, hätte ich gedacht, die Cornevins lebten in guten Verhältnissen.

„Man muß hinter die Kulissen sehen! . . . Cornevin, und ich lobe ihn darum, ist weit mehr ein Idealist als eine Krämerseele."

„Ehe er die Leitung des Institutes übernahm, war er Verleger; unglücklicherweise hatte er die Manie zu schreiben

und seine Sachen drucken zu lassen. Nun ist aber ein Buchhändler, der seine eigenen Bücher verlegt, gerade wie ein Kuchenbäcker, der sein eignes Backwerk ißt. ... Dabei hat er sich zu Grunde gerichtet, und ich glaube, seine Pension ist auch keine glückliche Spekulation. ... Er füttert seine Zöglinge zu gut. ... Aber Menschen wie wir verstehen nicht zu rechnen. ... Cornevin hat ein Herz von Gold und seine Frau einen schwachen Kopf. ... Im übrigen sind sie liebenswürdige Hausgenossen."

Gewiß waren die Cornevins liebenswürdig, dagegen ließ sich nichts sagen, und wenn man nicht viel bei ihnen lernte, so wurde man doch auch nicht melancholisch. Einmal wöchentlich wurde die Flügelthüre zwischen Salon und Speisesaal weit geöffnet und Frau Cornevin in hochrotem Kleid, à la grecque frisiert, mit hochroten Bändern in ihren wallenden falschen Haaren, empfing ihre Gäste, die per Omnibus von allen Ecken der Stadt herbeikamen. Die Hausflur wurde zur Garderobe umgewandelt und die sorgfältig gekleideten und frisierten Zöglinge boten den Damen den Arm.

Die Zusammensetzung dieser wöchentlichen Gesellschaften war sehr merkwürdig. — Da waren kahle alte Herren, die in ihren hohen englischen Kragen drin steckten, weiße Krawatten anhatten und Fabeln hersagten; reife Damen in abgetragenen aber auffallenden Prunkgewändern, die in Modezeitungen schrieben; junge, bärtige Dichter, die schwarze Samtjoppen trugen und sprachen wie Oskar Feucherot, die mit großer Beharrlichkeit die Ellbogen auf den Marmorsims des Kamines stützten und mit hohler Stimme unverständliche Sonette deklamierten; magere, blasse junge Mädchen in weißen, mit Gummi geputzten Handschuhen, in armseligen, zerknitterten Kleidchen, die Musikstücke mit Variationen spielten. Herr Cornevin ließ ein selbst verfaßtes biblisches Gedicht vom Stapel, Evas Tod, in dem Eva ewig nicht sterben wollte, und Frau Cornevin klimperte auf der Harfe und sang dazu. Wir übrigen bildeten die Claque und geizten nicht mit unsern Beifallsbezeugungen. Gegen elf Uhr wurde Thee, Punsch und Backwerk gereicht, dann rückte man die Stühle an die Wand und alt und jung, Lehrer und Schüler überließen sich dem lärmenden Vergnügen einer amerikanischen Quadrille und alles tanzte und hüpfte mit wahrhaft kindlicher Freude. Um dreiviertel auf Zwölf suchte man wieder zu Atem zu kommen, zog seine Galoschen

an und eilte fort, um den letzten Omnibus nicht zu versäumen.

Noch viel lieber als diese unterhaltenden Abendgesellschaften waren mir die Sonntage, die ich in dem Leinwandladen im Faubourg Saint-Martin verlebte. Schon um acht Uhr zog ich mich sorgfältig an und begab mich voll innerer Freude zu Fuß in die Wohnung Onkel Scipios, wo mich Frau Clémence mit ihrem bleichen Lächeln und die kleine Alice mit ihrem königlichen Wesen empfingen. Mein Onkel war meistens nicht zu Hause, denn er war, wie mir Frau Clémence anvertraute, durch seine Nachforschungen sehr in Anspruch genommen und gönnte sich nicht einmal Sonntags Ruhe. Mein Tag verfloß ruhig bei Mutter und Tochter, und wenn die erstere auch zu thun hatte, blieb ich mit Alice allein. Dann verstummte ich plötzlich und begnügte mich damit, sie anzustaunen, ohne daß ich es gewagt hätte, ihr zu sagen, wie schön ich sie fand.

Eines Tages waren wir auch allein geblieben, und während ich wie gewöhnlich den Stummen spielte, tastete ich aufgeregt an meiner Tasche herum nach einem Blatt Papier, auf dem ich mit Liebe ein in meinem Kopf gewachsenes Gedicht ins Reine geschrieben hatte, das die „lilienhafte" Schönheit Fräulein Saintots feierte.

Ich hatte mir den Unterricht meines Lehrers zu nutze gemacht und stellte ganz anständige Verse auf ihre Füße, allein trotz aller Bemühungen gelang es mir nicht, den priesterlichen Stil meines Meisters zu treffen. Meine Poesie erschien mir zu durchsichtig, und wie Feucherot sagte, dem ich die Verse gezeigt hatte, verfiel ich zu sehr ins Elegische.

Wie sie aber nun eben einmal waren, fühlte ich für sie die Vorliebe eines Vaters, der seine Kinder mühsam groß gezogen hatte. Während einer ganzen Woche hatte ich mit thränenden Augen das Gedicht immer wieder gelesen, das also begann:

„Daheim in dem Grunde,
Zu jeglicher Stunde,
Dort unter den Weiden,
Da träumet von Leiden
Und weinet vor Schmerz
Des Liebenden Herz,
Daß nimmer zum Besseren wieder sich wende
Sein Kummer ohn' Ende."

So ging's etwa zwanzig Strophen lang. Während ich sie schrieb, fand ich sie höchst gelungen, aber im gegebenen Augenblick wagte ich nicht, das Blatt hervorzuziehen. Erst als Alice mich bis zur Treppe geleitete, faßte ich mir ein Herz und stammelte: „Ich habe hier etwas für dich . . . es ist ein Gedicht."

Ich drückte ihr mein Papier in die Hand und sie wollte es entfalten, aber ich rief erschrocken: „Nein, nein, lies es erst, wenn ich fort bin!"

Und damit machte ich mich errötend davon.

Die ganze Woche über malte ich mir aus, wie Alice mein Gedicht gelesen habe und was sie wohl dazu sagen würde. War sie ärgerlich darüber, oder hatte sie dazu gelächelt? Und mit welchem Gesicht sollte ich sie am Sonntag anreden?

Wenn sie sich nun zufällig über mich lustig machte? Ein solches Mißgeschick glaubte ich nicht überstehen zu können . . .

Als der so sehr herbeigesehnte und gefürchtete Sonntag erschien und ich in fieberhafter Eile zu Onkel Scipio stürzte, erfuhr ich, daß Alice bei einer Freundin zu Besuch sei und erst abends zu Tisch wiederkomme. Bis dahin steckte ich meine Nase in ein Buch, ohne zu wissen, was ich las. Als Alice heimkam, befand ich mich allein im Laden, und während sie ihren Hut ablegte, stammelte ich: „Hast du das Gedicht gelesen, das ich dir letzten Sonntag gegeben habe?"

„Richtig," sagte sie, „dein Gedicht! Mama hat mir's vorgelesen. . . . Es ist sehr hübsch!"

Und das war alles! Alice schien nicht einmal gemerkt zu haben, daß meine Verse ihr zu Ehren verfaßt worden waren. . . . Ich begann zu ahnen, daß ich für Alice nur ein unbedeutender Schuljunge war. Sie war mit dreizehn Jahren mehr als je die kleine Königin, die sich in den Wäldern von Villotte huldigen ließ. Ihr Ideal lag wo anders, weit über mir. Sie war viel zu schön und zu fein, sich um einen Schuljungen zu kümmern; ich wiederholte mir dies voll Verzweiflung stets aufs neue, aber trotzdem konnte ich nicht umhin, sie zu lieben. — — —

verstandener Liebhaber verbohrte, während Scipio Mouginot auf der Suche nach seiner unauffindbaren „Ader“ die Stadt ablief und Oskar Feucherot mich in die Dichtkunst einweihte, eilte die Zeit dahin und das Institut fristete sein Dasein recht und schlecht, wie es eben ging.

Trotz der Ankündigungen in den großen Zeitungen biß das Publikum nicht an und die Zahl der Schüler nahm ab. Im Frühjahr des zweiten Jahres befanden sich nur noch acht Schüler in dem großen Haus der Avenue Montrouge, was sich unter anderm auch im Küchenzettel bemerklich machte. Um gerecht zu sein, muß man aber auch hinzusetzen, daß diese Tage der Prüfung weder die gute Laune der Frau Cornevin noch die träumerische Sorglosigkeit ihres Gatten wesentlich beeinträchtigten.

Nach Ostern beschlossen die Ehegatten, nach Bourg-la-Reine in ein Landhaus, das ihnen ein Freund während seiner Abwesenheit zur Verfügung gestellt hatte, überzusiedeln.

„In der freien Luft können die Zöglinge viel besser arbeiten,“ sagte Evariste Cornevin.

Aber Oskar Feucherot hegte den Verdacht, daß die Frau Direktorin diese Ausflucht gebrauche, um dem allzu beharrlichen Drängen verschiedener Lieferanten zu entgehen. Da das betreffende Landhaus keine Schuleinrichtung besaß, versammelte Frau Cornevin eines Morgens Lehrer und Schüler im Speisesaal und hielt etwa folgende Ansprache an uns: „Meine Freunde, um uns gleich heute vormittag noch völlig in der Villa einzurichten, nehmen wir zwei Bänke und einen Schultisch mit, die auf die Droschken geladen werden, die uns nach Bourg-la-Reine bringen sollen. . . . Da aber die Dienstboten schon vorausgegangen sind, rechne ich darauf, daß Sie mir anfassen helfen, um die Sachen auf die Straße zu bringen. Dann rufen wir die ersten Wagen an und sind dann zum Frühstück dort. . . .“

Lustig wurde der Vorschlag angenommen und ausgeführt. Oskar Feucherot und drei große Schüler luden sich den Tisch auf, während die Jüngsten sich vor die beiden Bänke spannten. Dann warteten wir alle auf dem Bürgersteig, bis ein Wagen kam. Richtig fuhren dort gerade zwei leere Droschken heran — ganz was wir brauchten.

Herr Cornevin gab ihnen ein Zeichen, sie hielten an, aber

als sie die Menschen und die Dinge sahen, die sie weiterbefördern sollten, schüttelten die Kutscher die Köpfe und fuhren davon.

„Wir wollen ein wenig weiter gehen," schlug Frau Cornevin vor, „wir werden bald gefälligere treffen."

Tisch und Bänke wurden wieder aufgeladen und wir zogen in Prozession die Straße hinunter; neue Anrufe von Droschkenkutschern, erneutes Kopfschütteln derselben.

„Noch wollen wir nicht verzweifeln, meine Freunde," rief Evariste Cornevin heroisch. „Gehen wir weiter! . . . Mactote animo, generosi pueri! . . ." feuerte er uns an, nachdem wir schon längst auf der Landstraße waren, wo es natürlich nicht mit Droschken wimmelte, „wir haben jetzt nur noch ein kleines Stündchen und ihr könnt euch unterwegs ausruhen! Das macht Appetit zum Frühstück!"

Wir machten gute Miene zum bösen Spiel und setzten unsern Weg fort, so gut es eben ging. Wenn man müde war, stellte man ab und nahm auf den Bänken Platz, bis man wieder ausgeruht hatte, wobei dann Oskar Feucherot, um uns die Zeit zu vertreiben, mit hohler Stimme eine Ballade deklamierte, während sich die Vorübergehenden nicht genug über uns verwundern konnten.

Es war längst zwölf Uhr vorüber, als wir endlich ermattet und ausgehungert an der Villa anlangten.

Diese berühmte, hinter Bäumen versteckt gelegene, gänzlich verfallene Villa hatte ein siebartig durchlöchertes Dach. An Regentagen war es in diesem Hause so feucht wie in einer Zisterne; das Wasser lief an den Wänden herab und der Fußboden strömte einen starken Pilzgeruch aus. Das war aber einerlei; beim ersten Sonnenblick erschien mir das Leben dort, sehr angenehm; ich streifte in dieser Gegend der Baumschulen, die mit ihren duftenden Rosen-, Erdbeer- und Himbeerfeldern einem riesigen Obstgarten glich, fleißig umher und schwelgte in dem Duft des Grases und der reifen Früchte. Die einzige Schattenseite war, daß ich, seit wir hier waren, ohne Nachricht von Alice blieb, da niemand mir schrieb oder mich besuchte. Ich selbst hatte keinen Pfennig, um die Reise zu machen, denn seit unsrer Auswanderung aufs Land schien mich Frau Cornevin bei der Austeilung des Taschengeldes geflissentlich zu vergessen, und ich mochte um nichts bitten, weil ich wußte, daß Onkel Scipio mit

einer Quartalsrate im Rückstand war. Indessen nötigte die Rückkehr des Besitzers uns gegen den ersten August hin zum Abzug.

Kaum waren wir aber in das große Haus in der Stadt zurückgekehrt, so brach eine neue Katastrophe über das „litterarische und wissenschaftliche Institut" herein. Die Mahlzeiten wurden immer schmäler und während der Schulstunden drangen Bruchstücke der stürmischen Scenen, die es mit den unzufriedenen Lieferanten gab, durch die geschlossenen Thüren bis zu uns. — Als wir eines Morgens bei unsrer Milch sitzen, öffnet sich die Thüre des Eßzimmers und ein Gerichtsvollzieher tritt, von zwei verdächtig aussehenden Männern gefolgt, mit einem Papier in der Hand, vor Evariste Cornevin und kündigt ihm an, daß er auf das Mobiliar Beschlag lege.

Der Direktor erblaßt und streckt die Arme gen Himmel; Frau Cornevin sinkt, einem Nervenanfall zur Beute, auf ihren Stuhl zurück. Wir bemühen uns um sie; das Speisezimmer bietet einen herzzerreißenden Anblick der Verwirrung und des Jammers. Nur der Gerichtsvollzieher und seine Gehilfen lassen sich gleichmütig vor unsern unausgetrunkenen Milchtassen nieder und bereiten das Protokoll der Pfändung vor.

Als alle gesetzlichen Förmlichkeiten erledigt waren und der erste Sturm der Aufregung sich einigermaßen gelegt hatte, versammelte uns Herr Cornevin im Empfangszimmer und teilte uns mit gebrochener Stimme mit, daß er genötigt sei, uns fortzuschicken.

„Ich habe gegen das Mißgeschick gekämpft, solange ich konnte, aber das Schiff ist leck und ich sehe mich gezwungen, die Flagge des Institutes einzuziehen, die Flagge, die ich so hochgehalten habe! . . . Meine Kinder, wir müssen uns trennen in Erwartung bessrer Tage. . . . Diejenigen unter euch, die ihre Familien in Paris haben, müssen noch diesen Morgen den heimischen Herd aufsuchen. . . . Was die andern betrifft, so werde ich deren Korrespondenten benachrichtigen."

Ich drücke dem Pechvogel von einem Direktor die Hand, begebe mich zu Frau Cornevin, um ihr lebewohl zu sagen, wobei sie in neue Nervenkrämpfe verfällt, und dann verlasse ich traurig das Institut, das die Beute der Gerichtsvollzieher geworden war.

Noch ganz gebeugt durch diese Erlebnisse lange ich atemlos am andern Ende von Paris, im Faubourg Saint-Martin, an. Vergeblich klopfe ich an die Ladenthür, niemand macht auf. Die Hanfhaufen sind verschwunden, das Ladenschild ebenfalls. Beunruhigt eile ich zum Hausmeister hinab und dort höre ich, daß mein Onkel und Frau Saintot ausgezogen sind.

Seit dem 15. Juli wohnen sie in der Rue de Condé, und Scipio Mouginot, wie immer von seinen schwierigen Geschäften in Anspruch genommen, hat vergessen, mir von dieser Wohnungsänderung Mitteilung zu machen.

Zwölftes Kapitel.

Natürlich beeilte ich mich, meinen Onkel aufzusuchen und da die Rue de Condé nicht lang ist, fand ich die neue Wohnung Scipio Mouginots gar schnell. Sie befand sich in einem alten massiven Gebäude, mit einem schweren Einfahrtsthor und hohen Fenstern mit kleinen viereckigen Scheiben. Rechts und links vom Thor zogen sich große rote Anzeigen über das Erdgeschoß hin. Ich kam näher und las nun in großen Buchstaben gedruckt:

„Gesellschaft der Gallionen von Castro."
Aktienkapital: 20 Millionen.

In einer kellergleichen Portierloge erfuhr ich auf Befragen, daß Herr Scipio Mouginot im ersten Stock wohne. Ich stieg die von einem schmiedeeisernen Geländer eingefaßte Treppe hinan und stand dann vor einer grün gepolsterten Doppelthür, über der auf einer Marmorplatte in goldnen Lettern zu lesen war: „Gesellschaft der Gallionen von Castro. — Direktion."

Ich öffnete einen Flügel dieser feierlichen Thüre und stand in einem großen, gepflasterten und mit grünen Samtbänken ausgestatteten Vorzimmer, in das gleichfalls ausgepolsterte Thüren führten, über denen gleichfalls Inschriften in schwarzen

Lettern standen: „Kasse. — Sitzungssaal. — Kontrolle der Aktien. — Zimmer des Direktors.“ In einer Fensternische saß ein Kanzleidiener in blauem Rock mit goldnen Knöpfen hinter einem mit Drucksachen bedeckten Tischchen und las das „Petit Journal“. Ich ging auf ihn zu und fragte nach Herrn Scipio Mouginot, worauf er mir zu erwidern geruhte, ohne sich übrigens in seiner Lektüre stören zu lassen: „Der Herr Direktor haben eine Verwaltungsratssitzung. Wenn Sie warten wollen, setzen Sie sich!“

Ich ließ mich dem Sitzungssaal gegenüber auf einer der Bänke nieder und hing meinen Gedanken nach. Alles was ich sah, erregte meine Neugierde aufs lebhafteste; mir schien nur das eine klar, daß zwischen der bekannten „Ader“ meines Onkels und den Gallionen von Castro ein geheimer Zusammenhang bestehen und Scipio Mouginot endlich im Begriff stehen mußte, sein Glück zu machen. — Wie freute ich mich darüber für ihn, für mich, für Frau Clémence und Alice! Ich hätte gerne gewußt, ob die Damen eine Wohnung in diesem Hotel innehatten, allein ich getraute mir nicht, den in seine Zeitung vertieften Aufwärter wieder zu stören.

Nach einer guten Stunde öffnete sich die Thür des Sitzungssaales, und ich sah, während der Diener ehrfurchtsvoll aufsprang, eine Gruppe von fünf oder sechs Herren heraustreten, unter denen ich Scipio Mouginot erkannte — einen durch seinen Erfolg wunderbar verwandelten Scipio, einen verjüngten, frischrasierten, in einen eleganten schwarzen Gehrock eingezwängten Scipio, der eine juchtenlederne, an ein Ministerportefeuille erinnernde Mappe unter dem Arm trug. — Ich war so verdutzt, daß mir die Stimme versagte, als ich ihm meine Anwesenheit kundthun wollte, aber das durchdringende Auge meines Onkels hatte mich schon erblickt. Er machte eine gönnerhafte Handbewegung und setzte seine Unterhaltung mit den Verwaltungsräten fort; endlich waren diese verschwunden und mein Onkel wandte sich zu mir. Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte mit seiner dröhnenden Stimme: „Grüß dich Gott, Jacques! Ich stand im Begriff, dir zu schreiben. Komm in mein Kabinett, da können wir uns ungestört aussprechen.“

Er wandte sich nach dem Kanzleidiener um und sagte: „Ganivet, ich bin für niemand mehr zu sprechen. Sagen Sie

Baptiste, er solle ein Gedeck mehr auflegen, mein Neffe frühstückt mit mir. . . ."

Während dieser Worte führte er mich in sein Arbeitszimmer, ein hohes, mit grüner Samttapete tapeziertes Gemach, das mit einem Schreibtisch in schwarzem Holz, einem Bücherschrank und bequemen, mit gewirkten, alten Stoffen überzogenen Armsesseln ausgestattet war. An der Wand sah ich den nämlichen großen, roten Anschlag wie an der Thür, und ein wenig davon entfernt eine große Landkarte, die eine bergige, von bläulichem Meer umspülte Küste darstellte und ein ganzes Feld der Wand bedeckte. Auf dem Kaminsims lagen rechts und links von der Standuhr zwei mit Samt überzogene Untersätze, auf denen merkwürdige alte, grünspanige, mit Muscheln überzogene Eisenstücke lagen.

„Nun, Jacques," rief mein Onkel triumphierend und warf seine schöne Mappe auf den Schreibtisch, „endlich habe ich die Goldader gefunden und nun sind wir reich. . . . Auch dein Geschick wird sich dadurch verändern, mein Junge; ich werde dich den theoretischen Studien im Institut entreißen und dich in das praktische Leben einführen."

„Das trifft sich gut, Onkel," sagte ich bekümmert, „denn das Institut ist geschlossen worden und man hat uns heimgeschickt."

Und ich schilderte ihm die traurige Scene der Pfändung, aber er hörte mir kaum zu.

„Wirklich," murmelte er zerstreut, „der arme Cornevin! . . . Das ist das Leben, Jacques . . . ein beständiges Drehen des Glücksrades, ein wütender Kampf, in dem die Schwachen zermalmt werden und die Starken obenauf kommen. . . . Aber laß uns von ernsteren Dingen sprechen. Von heute an wirst du mein Sekretär mit hundertfünfzig Franken monatlich neben freier Kost und Wohnung."

Ich fühlte mich etwas unangenehm berührt von der philosophischen Gleichgültigkeit, mit der Scipio Mouginot das Mißgeschick seines guten Freundes Cornevin aufnahm, aber ich hielt es für klug, meine Ansicht für mich zu behalten, und beschränkte mich auf die Frage, was ich als sein Sekretär zu thun hätte.

„Du hast meine Korrespondenz durchzusehen und nach meinem Diktat meine Briefe zu schreiben. Auf diese Weise

bekommst du einen Begriff von dem Geschäft und gewinnst einen Einblick in den Mechanismus der großen Handelsgesellschaft der Gallionen von Castro."

In erster Linie bat ich Onkel Scipio, mir zu sagen, was diese Gallionen seien.

„Wie!" rief er aus. „Du hast noch nie von den berühmten Gallionen von Castro reden hören? ... Du hast dies übrigens mit dem größten Teil der Menschheit gemein und gerade dieser gemeinen Unwissenheit verdanke ich den Erfolg meines Gedankens. ... Höre also, mein Sohn, die Geschichte ist so wunderbar und reizend wie ein Feenmärchen! ... Wisse denn zu allererst, daß die Gallionen von den spanischen Königen geheuerte Schiffe waren, die in Amerika und in den Antillen die ungeheuren Reichtümer sammeln sollten, die durch die Entdeckung der Neuen Welt den Spaniern in die Hände gefallen waren. Die Gallionen, zwölf an der Zahl zu Ehren der zwölf Apostel, brachten die Schätze des Königs in Barren und ausgeprägten Münzen von Cadix nach Sevilla. Jedes der Schiffe beförderte auf diese Weise jährlich zehn bis zwölf Millionen nach Europa. ... Nun stieß aber im Jahr 1707 im Golf von Castro die englisch-holländische Flotte mit der spanischen Flotte zusammen, die eine Anzahl mit Gold und Edelsteinen beladene Schiffe eskortierte. Ein blutiges Gefecht entbrannte und die kastilianische Flotte wurde in den Grund gebohrt. Im Nu waren die Gallionen mit ihren Ladungen von Barren, Edelsteinen, Dublonen und Piastern in den Golf versunken, an einer Stelle, die zwei Meilen Tiefe hat, und dort liegen sie seither. ... Vor einem Monat etwa kam mir in einer müßigen Stunde diese tragische Erzählung in die Hände. ... Bewundre den Unterschied, Jacques, zwischen einem alltäglichen Geist, der an der Erde kriecht, und einem genialen Verstand, der durch unmittelbare Intuition die größten Geschäfte macht! ... Viele andre haben vor mir die Geschichte des Seekampfes von Castro gelesen und hatten sich nicht besonders ergriffen davon gefühlt. Aber dein Onkel hat einen finanziellen Spürsinn, der ihn nie täuscht. ... Ein glänzender Gedanke fiel zündend in meinen Geist und wie Archimedes rief ich ‚Heureka!' ... Ich war wirklich auf eine wunderbare Ader, auf eine ganze Goldmine gestoßen. ... Denn, beachte dies wohl, mein Sohn, im achtzehnten Jahrhundert lag die Technik zur See sozusagen noch in den Windeln, und wenn

damals einfache Taucher auch nicht daran denken konnten, dem Ozean seine Reichtümer zu entreißen, so liegt die Sache heute anders; unsre mächtigen Taucherapparate gestatten dem Menschen, ganz behaglich in den Untiefen des Meeres spazieren zu gehen. — Ich habe meine Gedanken kühnen Kapitalisten mitgeteilt. Sie haben ihn begriffen, unsre Gesellschaft wurde gegründet. . . . Schon haben uns einige glückliche Versuche die Gewißheit verschafft, daß die Gallionen noch immer auf dem Grund des Golfes von Castro ruhen. Sie liegen hier!" fuhr Scipio stolz fort, indem er mich vor die Karte zog und mir fünf oder sechs rote Kreuze zeigte, die sich von der blauen Farbe der Karte abhoben. „. . . Kühne Männer sind in die Tiefe des Golfes von Castro hinuntergetaucht; sie haben die Gallionen gesehen, Jacques, sie haben sie berührt! . . . Und sie haben unzweifelbare Beweisstücke für ihr Vorhandensein heraufgebracht. . . ."

„Sie haben Goldbarren heraufgebracht!" konnte ich mich nicht enthalten, mit staunenden Blicken auszurufen.

„Nein, das noch nicht," fuhr mein Onkel fort, „aber mit Muscheln bedeckte Kugeln. . . . Sieh dir dies mal an, mein Sohn;" dabei nahm er eines der Eisenstücke auf dem Kamin von seiner samtenen Unterlage; „dies Bruchstück wurde aus dem Rumpf eines der versunkenen Schiffe gezogen, und wenn dies einer menschlichen Hand möglich war, so können andre, beharrlichere Hände auch den Meeresfluten die unerhörten Reichtümer entreißen, die sie vor hundertundfünfzig Jahren verschlungen haben. . . . Denke dir dies Geflimmer von Gold und Edelsteinen! . . . Es waren zwölf Gallionen, jede mit zwölf Millionen an Bord, das macht mindestens hundertundvierundvierzig Millionen, um die wir das Vermögen unsrer Aktionäre vergrößern."

Während Onkel Scipio sprach, nahmen seine Pupillen einen flimmernden Goldton an, seine Hände machten eine Bewegung, als ob sie in Goldhaufen wühlten. Ich unterlag dem Zauber dieses Tausendsasas und starrte ihn geblendet, voll Verehrung an, während er fortfuhr: „Natürlich werden die Kosten der Hebung beträchtlich werden, aber trotzdem wird die Sache doch etwa hundert Millionen Gewinn abwerfen. Dies müssen wir durch die Zeitungen dem Publikum klar machen; und das Publikum, das immer klug ist, wenn es Geld zu verdienen gibt, wird dies begreifen.

... In kurzem strömt uns das Kapital zu, unsre Aktien steigen an der Börse und wir reisen miteinander an den Golf von Castro, um der Hebung dieser seit anderthalb Jahrhunderten außer Umlauf gesetzten Schätze anzuwohnen. ... Einstweilen wollen wir aber frühstücken, Jacques; es ist zwölf Uhr vorbei und Baptiste wird ungeduldig werden."

Rasch stand er auf und ich folgte ihm ins Eßzimmer, das mit seinem Kabinett in Verbindung stand.

In der Mitte dieses Raumes, der mit getriebenen Messingplatten und altem Porzellan ausgeschmückt war, stand ein breiter, mit zwei Gedecken versehener Tisch, um den sich Baptiste in rot und weiß gestreifter Jacke hin und her bewegte. Dieser Baptiste, der etwas älter war als ich, und dessen pfiffiges, abgefeimtes Gesicht mir nicht ganz unbekannt erschien, konnte eine Grimasse der Ueberraschung bei meinem Anblick nicht unterlassen. Je länger ich ihn ansah, desto mehr schien er mir ein alter Bekannter zu sein. Im nächsten Augenblick, als das Gesicht des Bedienten gerade in vollem Licht stand, blieb mir kein Zweifel mehr und ich rief: „Schielbock!"

„Jacques," gab er zurück, während er mir eine Zwischenspeise anbot; „du bist also hier? ... Das heiße ich einmal Glück!"

„Was soll das heißen?" unterbrach ihn mein Onkel streng.

Baptiste machte sich davon, um etwas zu holen, und unterdessen erklärte ich meinem Onkel, der nicht entzückt davon zu sein schien, die Art meiner Beziehungen zu seinem Diener.

Als der Schielbock wieder hereinkam, wandte sich Scipio Mouginot majestätisch an ihn.

„Baptiste," befahl er in trockenem Ton, „Sie stehen in meinem Dienst, und ich habe versprochen, Sie im Falle meiner Zufriedenheit mit einer Aktie der Gallionen von Castro zu belohnen. ... Ich höre, daß Sie in Ihrer Kindheit meinen Neffen gekannt haben, dies ist aber kein Grund, Sie von der Ehrerbietung zu entbinden, die Sie meinem Neffen und Sekretär schuldig sind. ... Merken Sie sich's wohl: bei der ersten Vertraulichkeit, die Sie sich erlauben, kündige ich Ihnen und Sie verlieren Ihren Anteil an dem

Gewinn der Gesellschaft! . . . Jetzt schenken Sie uns Wein ein!"

Heuchlerisch verbeugte sich der Schielbock und begann sofort den Befehl seines Herrn auszuführen. Sobald er mir etwas anbot, meinen Teller wechselte, Wein einschenkte oder dergleichen, sagte er: „Nehmen der Herr Jacques Bordeaux oder Burgunder?" in einem so unverschämt spöttischen Ton, daß ich ihm gerne eine Ohrfeige gesteckt hätte.

Es war mir aufgefallen, daß mein Onkel Frau Clémence und ihre Tochter noch mit keinem Hauch erwähnt hatte, und nachdem das ausgezeichnete, höchst üppige Frühstück zu Ende war und Baptiste Schielbock sich zurückgezogen hatte, fragte ich: „Wie geht es Frau Clémence und Alice, Onkel?"

„Nun, . . . sehr gut," erwiderte er, einen Pfirsich schälend.

„Wohnen sie in der Nähe?"

„Sie wohnen sogar hier im Haus, im zweiten Stock. Du wirst sie übrigens heute abend sehen. . . . Ich will Baptiste zu ihnen schicken und sie auf heute abend zum Essen einladen lassen."

„Wenn du erlaubst, will ich ihnen deine Einladung selbst überbringen."

„Unnütz, du findest sie nicht zu Hause. . . . Sie gehen ihren Geschäften nach."

Erstaunt sah ich meinen Onkel an. Die Damen waren genötigt, außer dem Haus zu arbeiten, und Scipio Mouginot, dem der Leinwandhandel so zu gute gekommen war, ließ seine Freundinnen an seinem jetzigen Glück nicht teilnehmen? Er mochte mir meine Gedanken vom Gesicht ablesen, denn er sagte: „Frau Saintot ist ein Muster von Eigensinn und weiblichem Unverstand. In bösen Zeiten hast du sie mit übermenschlicher Ergebenheit und Kraft kämpfen sehen; nun aber, wo uns das Glück lächelt, nun kriegt sie Angst! Denke dir, Jacques, Frau Clémence glaubt nicht an die Zukunft der Gallionen. Natürlich war mein erstes, mich ihr für ihre kräftige Unterstützung dankbar zu erweisen und ihr zehn Aktien zu geben, die in Bälde einen Wert von sechzigtausend Franken haben werden. Leider ist die Verblendung meiner armen Freundin so groß, daß sie, nachdem sie ihr Leinwandgeschäft aufgelöst hatte, darauf bestand, eine Stelle als Kassiererin anzunehmen in dem nämlichen Modegeschäft, in dem sie ihre Tochter in die Lehre gegeben hat. Ihr Laden wird um sieben Uhr geschlossen und

um acht Uhr kommen sie heim. . . . Unser Essen wird dadurch ein wenig verzögert, aber das Zugeständnis können wir ihnen machen. . . ."

Um acht Uhr kamen die Damen an und wurden von Onkel Scipio mit den wärmsten Freundschaftsbezeugungen empfangen. Frau Clémence hatte noch immer das ernste, sanfte Gesicht, das ab und zu von einem traurigen Lächeln erhellt wurde. Alice sah wie eine erwachsene junge Dame aus, trotzdem sie erst fünfzehn Jahre alt war. Sie war sehr gewachsen und trug lange Kleider, was ihre schmächtige Gestalt noch schlanker erscheinen ließ. Mit ihrem bleichen, zarten, jungfräulichen Gesicht glich sie einer Lilie auf schlankem, zartem Stengel. Ihre Haare trug sie im Nacken in einen Knoten geschlungen und über der Stirne glatt gescheitelt, was ihrem Gesichte trotz des ausdrucksvollen Stolzes einen Zug mystischer Reinheit verlieh. Das Leben in diesem Geschäft war ihr offenbar nicht zuträglich; sie war sehr mager geworden und ihre großen braunen Augen hatten einen sonderbaren Glanz, so daß sie noch größer erschienen, und ihre schöne Altstimme klang etwas heiser und belegt.

Frau Clémence empfing mich mit gewohnter Güte, während Alice einen kühleren Eindruck machte. Ihr Benehmen war so gleichgültig, wie ich es nicht an ihr gewöhnt war; sie hielt sich in einer Art scheuer Abgeschlossenheit, als wollte sie jede Vertraulichkeit abwehren und denen, die ihr nahezutreten versuchten, zurufen: „Rühr mich nicht an!" Ich sprach mit ihr und sie hörte mich an, aber mit einer Miene, als wäre sie hundert Meilen von hier entfernt. Seit dem Mißerfolg meiner gereimten Liebeserklärung gab ich mich über ihr Empfinden keiner Täuschung mehr hin, aber nichtsdestoweniger liebte ich sie noch immer und ihre Kälte machte mich eifersüchtig, denn ich sagte mir: „sie denkt so wenig an mich, weil sie zu viel an einen andern denkt."

Trotz dieser Eifersucht, die mir die Freude an dem unerwarteten Erfolg der Geschäfte meines Onkels trübte, widmete ich mich eifrigst meinen neuen Pflichten, die weder sehr beschwerlich, noch sehr zeitraubend waren. Nachdem die Korrespondenz meines Onkels erledigt war, arbeitete ich nach seinem Diktat an der Abfassung der Reklamen, die wir an die Zeitungen schickten, und der Zirkulare, die wir in Paris und nach der Provinz versandten. Scipio Mouginot hütete sich wohl, die Villotter zu vergessen; er bombardierte nicht nur die Mou-

ginot-Péchoins und die Mouginot-Tupins mit Prospekten, sondern ließ sogar auch dem Vetter Delorme einen zugehen. Als ich den Briefumschlag überschrieb, konnte ich nicht umhin, mir Vorwürfe zu machen über meine Undankbarkeit gegen die Freunde von Jeand'heurs, denen ich seit einem Jahr gar nicht mehr geschrieben hatte; fast einen ganzen Tag lang dachte ich an sie, aber am Abend kam Alice nach Hause zurück und dann dachte ich nur noch an diese. Fast alle Abende brachte ich bei Frau Saintot zu, während mein Onkel geschäftliche Besprechungen hatte. Seit ich so häufig bei Frau Clémence verkehrte, hatte ich eingesehen, daß meine Eifersucht unbegründet war und daß ich in Alices Herz keinen andern Nebenbuhler als Gott zu fürchten brauchte. Meine kleine Freundin war nämlich seit einiger Zeit sehr fromm geworden; sie hatte keine Freude mehr am Theater und lehnte die Logen, die uns Onkel Scipio ab und zu zur Verfügung stellte, regelmäßig ab. Sie las nur noch das „Leben der Heiligen" und die „Nachfolge Christi". Ihre Augen schienen die Dinge dieser Welt gar nicht mehr zu beachten; es war, als ob sie schon über der Erde schwebte. Und diese Frömmigkeit war es, die sie so gleichgültig erscheinen ließ und die sie mit dieser bleichen mystischen Schöne wie mit dem Duft einer Blume übergoß und meine Bewunderung verdoppelte, obgleich mein Herz von Trauer erfüllt wurde.

Sechs Monate vergingen, ohne wesentliche Veränderungen in unsrer Lage mit sich zu bringen. Von Zeit zu Zeit heimste mein Onkel die Unterschrift einiger Aktionäre ein, aber daß man sich um die Aktien gerissen hätte, davon war nichts zu bemerken. Im Golf von Castro wurden die Vorarbeiten fortgesetzt; die Taucher hatten wiederum den Grund des Atlantischen Meeres durchforscht und diesmal die Schätze der Gallionen von Angesicht zu Angesicht gesehen. Jetzt handelte es sich nur noch darum, Maschinen herzustellen, die mächtig genug waren, um mit ihnen die Schiffe leeren und die versunkenen Schätze ans Tageslicht fördern zu können. — Wenigstens behaupteten wir dies in den Artikeln, die von den Zeitungen um klingende Münze aufgenommen wurden. Mein Onkel verfaßte diese Reklamen in dem blühenden, überzeugenden Stil, in dem er Meister war, und merkwürdigerweise war er der erste, der, sobald er seine Prosa gedruckt las, darauf hereinfiel und sich einbildete, das sei alles wirklich geschehen.

Wir alle studierten eifrigst die öffentlichen Blätter, aber Schielbock, genannt Baptiste, verwendete kaum mehr ein Auge von den Börsenberichten, die er überall bei sich führte und zu Rate zog, statt die Möbel abzustäuben. Da er aber sehr praktisch war und sich nicht mit Worten abspeisen ließ, machte er sich gar kein Gewissen daraus, mich, wenn er mich allein wußte, ohne jede Zurückhaltung mit Vorwürfen und Drohungen zu überschütten, weil die Aktien noch immer nicht notiert waren.

Eines schönen Abends aber trat, während Frau Clémence, Alice und ich im zweiten Stock beim Thee saßen, mein Onkel Scipio ins Zimmer mit bloßem Kopf, zerzausten Haaren, funkelnden Augen und triumphierendem Mund: „Meine Freunde," rief er, eine Zeitung in der Hand schwingend, „meine Kinder, Sieg! ... Sie sind notiert!"

Mit großartiger Bewegung zeigte er uns den Börsenbericht und las in einem Ton, als trage er eine Proklamation vor: „Gallionen von Castro — zweitausendundein Franken."

„Sie sind notiert und wir haben schon eine Hausse von einem Franken! ... Umarmt mich! ... Baptiste, bringe Champagner herauf!"

Wir küßten uns alle, und ich benützte die Gelegenheit, meiner kleinen Freundin ohne weiteres um den Hals zu fallen, und einige nur allzu kurze Augenblicke herrschte vollkommene Fröhlichkeit in dem alten Hotel der Rue de Condé.

Dreizehntes Kapitel.

Beinahe einen Monat ist es her, daß die Aktien notiert waren, und schon hat unsre Begeisterung einen kalten Wasserstrahl bekommen. Die Hausse von einem Franken, auf die Scipio Mouginot so stolz gewesen war, hatte sich nicht gehalten; unsre Aktien waren in weniger als acht Tagen von zweitausend auf achtzehnhundert gefallen; nur die Hoffnungen meines Onkels waren noch nicht gesunken.

Eines Nachmittags, als wir gerade im Begriff waren, eine Annonce zu entwerfen, durch die das einschlafende Interesse des Publikums wieder geweckt werden sollte, überreichte Ganivet meinem Onkel eine Karte auf einer silbernen Platte und sagte, der Herr lasse fragen, ob der Herr Direktor zu sprechen sei.

„Gewiß," erwiderte mein Onkel, „führen Sie ihn herein." Einen Augenblick später traten Herr Delorme und Zélie ins Zimmer. Ich stieß einen Freudenschrei aus, fiel dem Vetter um den Hals und küßte Zélie. Auch Scipio Mouginot machte sein liebenswürdigstes Gesicht, um die Ankömmlinge zu bewillkommnen, und streckte ihnen die Hände entgegen.

„Entzückt, Sie hier zu sehen, liebe Landsleute," rief er und schob zwei Lehnsessel heran, „und ganz besonders glücklich, Ihnen danken zu können für alles, was Sie für meinen Neffen Jacques gethan haben! ... Welch glücklicher Zufall bringt Sie hieher?"

„Ach Gott, das ist ganz einfach," erwiderte Vetter Delorme; „ich habe Zélie schon lange versprochen, ihr Paris zu zeigen, sobald sie fünfzehn Jahre alt wäre. Jetzt habe ich hier zu thun und das Mädel mitgenommen."

Sie hatten sich gesetzt und meine Augen ruhten mit Wohlgefallen auf den guten Verwandten aus Jeand'heurs, an denen alles einen ländlichen Duft ausströmte: die ehrlichen, offnen Gesichter, die gebräunte Hautfarbe, ihr etwas linkisches Benehmen und ihre reiche, sonntäglich geputzte und unzweifelhaft aus der Provinz stammende Kleidung. Zélie war völlig erwachsen und sah älter aus, als sie war. Man konnte nicht behaupten, daß sie hübsch sei — ihre unregelmäßigen Züge waren zu scharf, die Haut gebräunt und die kastanienbraunen Haare schlecht gemacht — aber trotz ihrem von einer Dorfschneiderin gefertigten Kleid hatte sie einen hübschen Wuchs, ihre blauen Augen schauten sonnig darein und ihre Zähne waren blendend weiß.

„Das ist recht, daß Sie dies reizende Kind nach Paris gebracht haben," begann mein Onkel mit einem galanten Lächeln gegen Zélie; „die Zerstreuung wird ihr gut thun, und ich hoffe, auch dazu beitragen zu können. Ich habe ab und zu eine Loge und werde mir ein Vergnügen daraus machen, sie ihr zur Verfügung zu stellen."

„Das nehme ich gerne an," erwiderte Vetter Delorme ehrlich, „denn hier sind die Plätze im Theater furchtbar teuer und das Geld fliegt nur so fort ... man darf nur den Geldbeutel herausziehen, gleich ist er leer. ..."

„Ja, in Paris gibt man viel aus, aber man verdient auch viel. ... Damit beschäftigen auch mein Neffe und ich uns im Augenblick, Sie haben wohl von den Gallionen von Castro gehört?"

„Ich habe den Prospekt gelesen, den Sie mir geschickt haben."

„Nun was halten Sie davon? Ein glänzendes Geschäft und ein ruhmvolles Unternehmen, nicht wahr? Unsre Aktien sind eine sichere Kapitalanlage und bringen eine beträchtliche Dividende ein. ..."

„Das ist möglich," bemerkte Delorme vorsichtig, „falls Sie die spanischen Dublonen in der Tiefe des Meeres finden und sie heraufbringen; aber die Kosten werden ganz riesig sein, während der Gewinn bis auf weiteres unsicher ist."

„Ihre Einwände haben manches für sich, aber wir haben sie schon öfters siegreich widerlegt. ... Ich nehme es auf mich, Ihnen in weniger als einer Stunde die Sache klarzulegen, allein heute bin ich nicht frei. Uebermorgen ist Sonntag, kommen Sie zu Tisch zu uns, dann besprechen wir alles. ... Hier im Haus wohnt eine Freundin von uns, deren Tochter so alt ist wie die Ihre und sich freuen wird, Fräulein Zélie nützlich sein zu können. ... Sie nehmen bei uns vorlieb und nachher führen wir die Kinder ins Theater."

Dies wurde verabredet und dann begleitete ich meine Verwandten die Treppe hinab. Während der Vetter vorausging, wechselte ich einige Worte mit Zélie.

„Ich freue mich sehr, dich wieder gesehen zu haben," sagte sie zu mir; „du bist ja ein ganzer Pariser geworden. ... Gefällt dir dies Leben?"

„Gewiß, Zélie, und ich bin überzeugt, daß es dir auch gefallen würde."

„Ich glaube nicht. ... All der Lärm macht mich schwindelig und ich habe Heimweh."

„Das ist nur die ersten Tage so; am Sonntag wirst du schon andrer Meinung werden, wenn wir im Theater sind, und du wirst sehen, wie nett Alice ist."

„Alice? ... Ach ja, deine kleine Königin aus den Wäldern von Villotte," entgegnete sie und ihre blauen Augen sahen mich traurig an. „Ich weiß schon im voraus, daß ich ihr nicht gefallen werde, aber ich bin trotzdem begierig, sie kennen zu lernen. ... Bis Sonntag, Jacques!"

„Bis Sonntag, Zélie!"

Vetter Delorme war unter dem Thorweg stehen geblieben und las die große Anzeige. Als er damit fertig war, legte er mir freundschaftlich die Hand auf die Schulter und sagte leise: „Glaubst du auch an die Gallionen?"

„Gewiß, Vetter Delorme."

„Na, um so besser, mein Junge!" rief er mit spöttischem Mitleid. „Der Glaube macht selig. ..."

Wir schüttelten uns die Hände und ich sah ihnen noch einen Augenblick nach, während sie sich entfernten.

Ihrem Versprechen getreu kamen sie am Sonntag nachmittag wieder. Delorme schien des müßigen, unsteten Lebens schon müde zu sein und Zélie ihre gewohnte Lebhaftigkeit und gute Laune verloren zu haben. Sie war verschüchtert und fühlte sich unbehaglich, als ob sie das Bewußtsein gehabt hätte, daß sie das schlecht gemachte Kleid und der Hut mit den bunten Blumen als Landpomeranze kennzeichneten, und offenbar litt ihr Selbstgefühl darunter. Jedenfalls konnte ich, als Frau Saintot und Alice herabkamen, nicht umhin, einen Vergleich zwischen Alice und meiner Cousine anzustellen, der nicht zu gunsten der letzteren ausfiel. Offenbar las Zélie meine Empfindungen in meinem Gesicht, denn sie wurde immer scheuer; sie antwortete kaum auf Alices Entgegenkommen und schenkte auch den beredten Worten Onkel Scipios kein Gehör, durch die er Delorme von den außerordentlichen Vorteilen, welche die Aktionäre der Gallionen von Castro zu erwarten hätten, zu überzeugen suchte.

Nach Tisch gingen wir ins Theater. Mein Onkel, der seine Gäste aus der Provinz blenden wollte, führte uns in die Oper, wo die Hugenotten gegeben wurden. Frau Clémence hatte uns nicht begleitet, und so waren wir zu fünf in einer Loge im zweiten Rang; vorne saßen die beiden jungen Mädchen, wir andern hinten. Schon nach dem zweiten Akt schlief Vetter Delorme, dem es zu heiß war, und der vom Text gar nichts verstand, fest ein. Zélie sogar nahm trotz der sehr lakonischen Erklärungen Alices kein großes Interesse an dem

Stück; die blendenden Lichter, das lärmende Orchester betäubten sie, und außerdem schien sie von einem inneren Kummer so in Anspruch genommen zu sein, daß sie für die Leiden Raouls und Valentinens nicht mehr viel Mitleid übrig hatte.

Die Flintenschüsse und das Geschrei der Hugenotten im letzten Akt schreckten den Vetter plötzlich aus seinem Schlummer auf. Wir verließen das Theater und auf dem Boulevard setzten wir Zélie und den Vetter in einen Wagen, nachdem ich noch versprochen hatte, am nächsten Tag zu ihnen zu kommen.

Wirklich eilte ich am andern Morgen schon früh nach ihrem Gasthof, um die Delormes aufzusuchen. Gleich beim Eintritt stieß ich auf den Vetter, der mit der Geschäftsführerin verhandelte.

„Guten Tag, Jacques," sagte er, „ich bezahle meine Rechnung. . . . Ich habe Paris satt und mit dem Mittagszug reisen wir ab. . . . Geh nur hinauf nach Nr. 45, Zélie ist oben. . . . Ich komme in einer schwachen Viertelstunde nach."

Ich ging hinauf und fand Nr. 45 am Ende eines Flures. Zélie öffnete mir. Sie hatte schon ihr Reisekleid an und war im Begriff, den gemeinschaftlichen Koffer zuzuschnüren. Als sie mich erblickte, erhellten sich ihre blauen Augen mit einem flüchtigen Licht, über das sich sofort ein feuchter Schleier legte.

„Wie früh du dran bist, Cousine!" sagte ich, ihr die Hand drückend. „Bist du nicht müde von gestern abend? . . . Ich fürchte, ‚die Hugenotten' haben dir nicht sehr gefallen."

„Ehrlich gesagt, habe ich nicht viel davon verstanden," erwiderte sie, „. . . es war mir zu hoch. Ich bin offenbar zu dumm für das Leben in Paris."

„Also du bist im Begriff, abzureisen?"

„Ja; ich wäre wohl noch ein paar Tage geblieben, weil ich noch kaum mit dir habe sprechen können. Aber in erster Linie hast du ja so viel zu thun und dann sehe ich auch, daß Papa es genug hat, und ich möchte ihm nicht entgegen sein."

Sie wendete sich ab und beugte sich über ihren Koffer. Einen Augenblick blieben wir still, dann begann ich wie-

der: „Nun, du hast ja jetzt Alice gesehen. . . . Wie findest du sie?"

„Sehr hübsch," erwiderte sie kurz; „du hast sie nicht mehr gerühmt, als sie verdient."

„Hat sie nicht ein wahres Madonnengesicht?"

„Ich weiß nicht, wie die Madonnen aussehen, aber das weiß ich, daß Alice etwas sehr Sonderbares in ihrem Wesen hat. . . . Es wird wohl von ihrem Gesundheitszustand herrühren."

„Ihr Gesundheitszustand!" rief ich. „Was meinst du damit?"

„Ich glaube," fuhr sie fort, „daß sie nicht sehr kräftig ist auf der Brust."

Der Eintritt Delormes unterbrach unser Gespräch. Er zerknitterte die Rechnung in der Hand und schimpfte über die teuren Gasthöfe in Paris. „Na," sagte er schließlich, „heute abend schlafen wir wieder in Jeand'heurs, und ich könnte nicht behaupten, daß mir das leid thut. . . . Nun sag aber mal, Jacques, hast du dies Leben noch nicht genug, und willst du nicht mit uns zurückkommen? Du weißt ja, du findest immer einen Platz in der Papierfabrik. . . ."

„Danke, Vetter Delorme, du vergißt, daß ich der Sekretär meines Onkels bin. . . . Offen gestanden, ich kann eine Laufbahn nicht aufgeben, die so glänzend zu werden verspricht. . . ."

„Ach richtig," erwiderte er ironisch, „ich habe vergessen, daß dir die Gallionen ins Aug' gestochen haben und daß du auch hoffst, ein Milliönchen zu gewinnen durch die auf Meeresschaum gegründete Gesellschaft. Mein armer Junge, es ist nicht alles Gold, was glänzt."

„Aber du kannst doch nicht leugnen, daß die Gesellschaft existiert! Sie hat ein Haus, Kapitalien, einen Verwaltungsrat. . . ."

„Ja wohl, viel Geschrei und wenig Wolle. . . . Wenn das Geld der Aktionäre verthan ist, macht ihnen der Verwaltungsrat seine Reverenz und geht, und dein Onkel sitzt in der Patsche. . . . Ich kenne sie wohl, die großen Unternehmungen Scipio Mouginots! . . . Eines schönen Morgens platzen sie wie Seifenblasen. . . . Na, einerlei! Wenn du deine Erfahrungen gemacht hast, dann erinnere dich deiner Freunde in Jeand'heurs. . . . Und nun gib mir einen Kuß, wir müssen gehen!"

Ich zürnte meinem Vetter wegen seiner Vorurteile gegen die „Gallionen“, aber ich küßte ihn doch und wandte mich dann zu Zélie, die sehr bleich geworden war und mir, ohne ein Wort zu reden, die Wangen zum Kusse bot. Traurig trennten wir uns.

Mit einem unbehaglichen Gefühl im Herzen kehrte ich nach Hause zurück. Die letzten, auf die schwache Gesundheit Alices bezüglichen Worte quälten mich und ließen mich alles schwarz sehen. Als ich abends mit meiner kleinen Freundin zusammen war, betrachtete ich sie verstohlen und nun wollte es mich bedünken, daß die von meiner Cousine ausgesprochene Sorge nicht unbegründet sei. Alice war abgemagert und hatte Hustenanfälle, die mich beunruhigten. Uebrigens schien auch Frau Clémence von der Sorge um die Gesundheit ihres Kindes gequält zu sein. Aus Angst, Alice zu erschrecken, sprach sie nicht darüber, aber sie verdoppelte ihre Vorsicht, veranlaßte Alice, sich wärmer zu kleiden, und erfand allerlei Vorwände, um sie Kraftbrühen trinken zu lassen. Das junge Mädchen ließ sich mit der nämlichen Gleichgültigkeit, die sie gegen alles zeigte, pflegen. Ihre fromme Begeisterung steigerte sich und immer weniger schien sie an der Erde zu haften.

So vergingen Monate; die Geschäfte der Gesellschaft schleppten sich träge dahin und der Kassierer war viel mehr damit beschäftigt, Rechnungen auszuzahlen, als Forderungen einzuziehen; die Aktien der Gallionen waren auf fünfhundert gefallen und mein Onkel war einsilbig geworden und sprach nicht mehr von den ausgeführten Arbeiten. Der Schielbock kam gar nicht mehr aus der Wut heraus, und so oft er mich außer Hörweite meines Onkels allein erwischen konnte, drückte er mich unehrerbietig an die Wand und bestürmte mich mit der Drohung, dem ganzen „Schwindel“ ein Ende mit Schrecken bereiten zu wollen. Ich hätte ihm sagen können, daß auch mein Sekretärsgehalt niemals ausbezahlt worden sei, aber ich begnügte mich damit, ihn zu beruhigen, so gut ich konnte.

Als ich eines Vormittags von einem Ausgang nach Hause kam, vernahm ich im Arbeitszimmer des Direktors scheltende Stimmen.

Ich eilte hinein und sah meinen Onkel den Schielbock schütteln wie einen Pflaumenbaum.

Scipio Mouginot ist gottvoll in seiner Entrüstung, seine Augen sprühen Funken und jedes seiner Worte dröhnt wie ein Trompetenstoß.

„Unverschämter Schurke," brüllte er auf den verdutzten Baptiste hinein, „undankbare Schlange, die ich an meinem Busen genährt habe, verlasse mein Haus, ich weise dich hinaus!"

Der Schielbock beeilte sich zu gehorchen, aber er machte einen solchen Lärm, daß die Leute im Treppenhaus zusammenliefen. Er entfernte sich mit der brüllend ausgestoßenen Versicherung, er werde auf der Polizei Klage erheben.

Dieser Skandal war der Anfang einer Reihe von Schicksalsschlägen. Die Geschäfte gingen entschieden schlecht; die ordengeschmückten Verwaltungsräte ließen sich in den verödeten Büreaus nicht mehr blicken, und wenn ich morgens die Post durchsah, so fand ich nur Rechnungen und Mahnbriefe von Lieferanten und Zahlungsbefehle, die ich Scipio Mouginot getreulich zustellte.

Er überflog sie mit schnellem Blick und warf sie dann nachlässig in ein großes japanisches Gefäß, das eine Fenstervertiefung zierte. Allein er konnte die Gläubiger nicht immer behandeln wie die Stempelpapiere und gar oft vernahm ich vom Vorzimmer her stürmische Zwiegespräche, die mich an meinen Aufenthalt in der Cornevinschen Pension erinnerten. Manchmal gelang einem besonders beharrlichen oder ungewöhnlich starken Gläubiger, den getreuen Ganivet zu überwältigen und wie eine Bombe ins Zimmer des Direktors zu platzen. In solchen Fällen zeigte sich erst das Genie Scipio Mouginots und die überzeugende Gewalt seiner Rede in ihrem vollen Glanz. Nicht nur, daß es ihm gelang, den Grimm des Gläubigers zu beschwichtigen, sondern gar manchmal entriß er diesem auch noch seine Unterschrift für eine Aktie der Gallionen.

Trotzdem ließen diese Ereignisse einen Mißton zurück und es war nicht zu leugnen, daß wir in Verlegenheiten steckten. Ich weiß nicht, ob der weitblickende Scipio sich bei der Wahl seiner Wohnung durch die Nähe einer Pfandleihanstalt hatte leiten lassen, aber jedenfalls war dieser Umstand sehr bequem für Ganivet, der diesen Weg gar häufig zurücklegen und eine der Kostbarkeiten der Einrichtung um die andre dorthin befördern mußte. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß er nicht

nur die Luxusgegenstände meines Onkels forttrug, sondern daß ihn Frau Clémence mit Möbelstücken, die ihr Eigentum waren, denselben Weg schickte. All dies beunruhigte mich sehr und hätte es in noch höherem Grad gethan, wenn die Sorge um Alice mich nicht noch mehr bekümmert hätte.

Es ging ihr nicht gut; sie hatte schon mehrmals die Arbeit einstellen und das Zimmer hüten müssen; sie hatte keinen Appetit und hustete beständig; der Arzt, den ich auf Frau Clémences Bitte geholt hatte, schüttelte den Kopf, als er meine kleine Freundin untersuchte. Er sprach von einer hartnäckigen Kehlkopfentzündung und riet einen Winteraufenthalt im Süden.

Im Süden! Wie ließ sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Aufenthalt im Süden ermöglichen, so heilsam er auch gewesen wäre. Dazu hatte mir auch Frau Saintot in heldenmütigem Zartgefühl verboten, mit Onkel Scipio darüber zu sprechen: „Er hat genug eigne Widerwärtigkeiten, man braucht ihn nicht auch noch mit den Sorgen andrer zu quälen," sagte sie.

Allein ich teilte das übertriebene Zartgefühl der Witwe nicht und beschloß, einen Versuch bei meinem Onkel zu machen. Er hatte ein gutes Herz und seine fruchtbare Phantasie fand vielleicht ein Mittel, Alice zu retten. An einem regnerischen Oktobernachmittag beschloß ich, mir ein Herz zu fassen und ihm meine Sorgen anzuvertrauen.

Schüchtern trat ich ins Zimmer des Direktors, wo ich Scipio Mouginot mit ratlosem Gesicht, die Hand vor den Augen, niedergeschlagen in seinem Lehnsessel sitzen sah: „Du bist's, Jacques?" sagte er leise. „Ein trüber Tag, mein Junge, ein trüber Tag außen und innen! . . . Es steht schlecht mit unsrem Geschäft. Diese wunderbare Unternehmung scheitert an dem bösen Willen der einen und an der Dummheit der andern. . . . Ich habe mich entschließen müssen, die Auflösung unsrer Handelsgesellschaft anzuzeigen. . . . Man hat einen Masseverwalter ernannt und von morgen an habe ich hier nichts mehr zu sagen. . . . Ich werde gehen, wie ich gekommen bin, arm aber makellos!"

Der Augenblick war der denkbar ungünstigste, um den unglücklichen Direktor von dem leidenden Zustand Alices zu unterrichten. Trotzdem fügte ich, nachdem ich meinem Onkel gesagt hatte, wie trostlos ich über dies Unglück sei,

hinzu: „Was wird aber aus Frau Saintot und aus Alice werden?“

„Oh, Frau Clémence ist eine tapfere Frau und läßt sich durch nichts beugen. . . . Uebrigens hat sie ihre Kassiererstelle.“

„Das ist wenig genug, besonders bei dem Gesundheitszustand ihrer Tochter.“

„Ihrer Tochter! . . . Was sagst du? . . . Ist Alice krank?“

„Hast du nicht bemerkt, wie sehr sie sich verändert hat? . . . Sie hustet, ihre Kräfte schwinden. . . . Der Arzt, den wir beigezogen haben, sagt, die Brust sei angegriffen, und rät einen Aufenthalt in Mentone oder Nizza.“

Mein Onkel machte ein Gesicht, als ob er aus den Wolken gefallen wäre; er schüttelte den Kopf: „Das ist das erste Wort, das ich höre. . . . Alice lungenleidend! . . . Armes Kind! . . . Und man verordnet ihr einen Aufenthalt am Meer? . . . Im Lande der Sonne und der Blumen? . . . Auch ich habe stets davon geträumt, das gesegnete Land einmal zu sehen, wo die Orangen blühen! . . . Aber ach, die Geschäfte schmieden mich an meinen Sisyphusblock! . . . Nizza, die schöne, das ewigblauende Meer — welche Fata morgana!“

Scipio Mouginots Angesicht hat den kläglichen Ausdruck verloren, seine Augen lächeln wieder wie sonst.

Die Sonne des Südens schien ihn wie durch Induktion aufgeheitert und von seinen Sorgen befreit zu haben: „In Nizza,“ sagte er, „habe ich einen Schuldner, der Elsäßer Leinwand von mir bezogen hat und von dem wir nie einen Sou bekommen haben. . . . Denke dir, Jacques, er hat mir angeboten, mich in Blumen und Orangen zu bezahlen!“

Mein Onkel hat sich erhoben und geht lebhaft in seinem Zimmer auf und ab; plötzlich schlägt er sich vor die Stirn und ruft: „Ich hab's! Ich habe einen Gedanken, einen fruchtbaren Gedanken!“

Triumphierend kommt er auf mich zu: „Mein Junge,“ fährt er fort, „wenn eine Ader nicht ergiebig ist, so ist der ein Narr, der darauf beharrt, sie auszubeuten. . . . Die Männer der That müssen es machen wie die Soldaten auf dem Marsch: drückt das Gewehr auf der einen Seite allzuschwer, so nimmt man es auf die andre. . . . Die Gallionen sind tot, es leben die Blumen und die Früchte der Riviera! . . . Dieser Gärt-

ner, der mir Geld schuldet, hat mir angeboten, mich in seinen Produkten zu bezahlen. . . . Man muß den Ball im Flug erhaschen. Mit seiner Hilfe können wir ein großartiges Unternehmen ins Leben rufen. . . . Der Blumenhandel nimmt täglich an Ausdehnung zu. . . . Wir gründen eine große Handelsgesellschaft für Blumen, wir überschwemmen Paris mit Rosen und Veilchen. . . . Ha, Jacques! Der Gedanke hat gekeimt, er treibt Wurzeln, er wird goldne Früchte tragen. . . . Eile zu unsrem teuren Kinde, sage ihr, sie solle ihr Bündel schnüren. . . . Ehe zwei Tage um sind, sind wir mit ihr in Nizza!"

Vierzehntes Kapitel.

Mein Onkel Scipio hat Wort gehalten; er, Alice und ich haben uns in Nizza niedergelassen. Schon nach den ersten acht Tagen unsres Aufenthaltes im sonnigen Süden ging eine plötzliche Veränderung mit ihr vor; unsre kleine Freundin fand ihre lebhafte Heiterkeit von früher wieder und ihre Wangen röteten sich; wir hofften auf ihre Genesung und mein Onkel spielte sich ganz auf den Lebensretter auf. Wenn man ihn hörte, hatte er allein die Wunder vollbracht, war er ja doch um ihretwillen ohne Zögern ausgewandert. Allein ich war nicht mehr so harmlos wie früher und wußte, daß Scipio Mouginots Eifer, Alice in den Süden zu führen, der Notwendigkeit und dem Wunsch, sich dem Drängen seiner lästigen Gläubiger zu entziehen, entsprungen war.

Nun war er Feuer und Flamme für sein neues Unternehmen. Schon vor unsrer Abreise hatte er das Glück gehabt, stille Teilnehmer aufzutreiben, denen er riesige Gewinne vorgespiegelt hatte, und unmittelbar nach der Ankunft suchte er seinen Nizzaer Schuldner auf. Dieser bedrängte Gärtner war froh, seine Schuld durch Lieferung von Veilchen und Orangen tilgen zu können und Onkel Scipio mietete in der Rue Saint-François-de-Paule, zwei Schritte vom Korso, einen geräumigen Laden und vier Zimmer im Zwischenstock. Das Schaufenster schmückte er mit kristallhellen Spiegelscheiben und brachte

darüber eine in die Augen fallende Aufschrift in goldnen Lettern an:

„Zu den Gärten der Armida."
Spezialität in Sträußchen für das High-life. — Export. — Englisch spoken.

Und in Wahrheit glich dieser Laden mit seinen Stuckverzierungen, den hellen Schaufenstern und der blumendurchdufteten Atmosphäre wirklich einem Zaubergarten. Der mit weiß und schwarzen Fließen belegte Fußboden war leicht mit Sand bestreut; die geschnittenen Blumen prangten in Gefäßen von Vallauris; auf dem Marmor der Ladentische lagen Haufen offner Blüten inmitten grüner Blätter und Zweige zerstreut, und all diese halberschlossenen Kelche, all diese zartfarbigen Blumenkronen schienen in einem Sonnenstrahl zu erzittern, der über diese duftende Frische hinhuschte. — Die fleischfarbenen Büschel der mit rötlichem Hauch übergossenen Rosen hoben sich duftig ab von dem spitzenartigen, zitternden Frauenhaar und den Wedeln der Farnkräuter; die blutigroten Nelken leuchteten neben den milchweißen, keuschen Hyacinthen; die bräunliche Purpurfarbe der russischen Veilchen und das schwarzbläuliche Lila der Veilchen von Parma verbanden sich in süßer Farbenharmonie mit dem gelben Flaum der Mimosen, der Citronenfarbe der Narzissen und dem feurigen Gold der Chrysanthemum. Ringsum eine Symphonie der Farben neben einer Symphonie der Düfte; der Vanillegeruch des Heliothropes mischte sich mit dem Gewürznelkenduft der weißen Nachtviolen, und der Wohlgeruch der Reseda vereinigte sich mit dem berauschenden Hauch des Jasmins. — Eine Blume unter den Blumen, eine Blütenknospe unter den vollentfalteten Rosen — so hob sich die unvergleichliche Gestalt Alices, die hinter dem Ladentisch saß, über dem unbefleckten Weiß und dem brennenden Rot der leuchtenden Blüten empor. —

Hier, inmitten des lebhaften, lebenslustigen Treibens der südlichen Bevölkerung fühlten wir uns alle neu aufleben. Scipio Mouginot war's leichter ums Herz; mit seinem großen Anpassungsvermögen hatte er gar schnell den Pariser abgestreift und sprach nur noch mit südlichem Accent. Alice hatte wieder Sinn fürs Leben und trat Menschen und Dingen nicht mehr mit jener kalten Gleichgültigkeit entgegen, unter der ich so sehr gelitten hatte.

Durch die gutlaunige Lebhaftigkeit meines Onkels und

besonders durch die zarte Schönheit Alices angezogen, strömen die Kunden gar bald in den Laden der „Gärten der Armida". Die Damen der englischen Kolonie beglücken die junge Blumenhändlerin, die sie „die kleine Madonna" nennen, mit ihrer ganz besondern Gunst; die goldne Jugend von Nizza kauft die Blumen fürs Knopfloch nur bei uns und unser Laden kommt in die Mode. Die von Alice mit echtem Pariser Geschmack zusammengestellten Sträuße haben eine eigenartige, fast lebendige Physiognomie; wir können die Bestellungen nicht allein ausführen und müssen Gehilfen nehmen. Mein Onkel reibt sich die Hände und erklärt unser Glück für gemacht. Aber mit dem Wohlstand kehrt auch seine Liebe zum Wohlleben zurück; unser Tisch ist mit Speise und Trank aufs reichste und beste besetzt, und des Sonntags machen wir große Ausflüge im Wagen.

Allein ich traute der Sache nicht, denn durch die Vergangenheit belehrt, wußte ich, mit welcher Leichtigkeit mein Onkel die Hühner schlachtete, die ihm goldne Eier legen, und die er mit der größten Liebe großgezogen hat. Ich hatte den unbestimmten Eindruck, daß wir alles wieder ausgaben, was wir einnahmen, und dachte mit Angst daran, was aus uns werden würde, falls die „Gärten der Armida" dasselbe Ende nähmen, wie die Gallionen von Castro.

Die Gesundheit Alices beschäftigte mich mehr als die phantastischen Hoffnungen Scipios, der darauf schwor, wir würden Nizza als Millionäre verlassen, und ich suchte ernstlich nach einer Beschäftigung, die mir ermöglichte, unser tägliches Brot zu verdienen, falls unser Handel gefährdet würde.

In Nizza, dieser kosmopolitischen Stadt, hoffte ich irgend einem sehr reichen, vornehmen Herrn zu begegnen, der mich als Sekretär verwenden könnte. Ich verstand nichts vom Blumenverkauf und nichts von der Buchführung, und schämte mich meiner Unbrauchbarkeit. Im geheimen machte ich mich auf die Suche; ich wendete mich an Agenturen und an die Besitzer der bedeutendsten Gasthöfe; allein alles war und blieb vergeblich.

Eines Sonntages hatte uns Onkel Scipio nach Monaco geführt, und während Alice und mein Onkel die Gärten besichtigten, trieb mich die Neugierde in den Spielsal. Damals war Monte Carlo noch nichts weiter als ein mit Fichten be-

standener, von der Sonne versengter Felsen; die Spielsäle befanden sich unten in einem Haus, das nichts gemein hatte mit dem prunkenden Palast von heute.

Ich trat in den Roulettesal und trieb mich um den Tisch herum — nicht um mein Glück zu versuchen — dazu war meine Börse zu mager —, sondern um dies mir völlig neue Schauspiel zu betrachten. Kaum hatte ich zwei- oder dreimal die Runde gemacht, da erblickte ich, über den grünen Tisch gebeugt, eine lange, hagere Gestalt, die mir nicht unbekannt erschien. Ich ging auf die andre Seite des Tisches, um sie von vorne zu sehen. . . . Kein Zweifel, dieser Mann in der abgeschabten Samtjuppe, mit den langen schwarzen Haaren, den hohlen Wangen, dem glattrasierten Kinn und den excentrischen Augen, war kein andrer, als mein alter Lehrer Oskar Feucherot. Entzückt, hier in der Fremde einen alten Freund zu finden, trat ich hinter ihn und klopfte ihm auf die Schulter; ungehalten über die Störung, drehte er sich um und sah mich mit seinen träumerischen Augen feierlich an, dann sagte er: „Mein Freund, heißen Sie nicht Jacques Mouginot?"

„Gewiß, ich bin's, Herr Feucherot, ich bin's . . . und freue mich so, Sie zu sehen und Ihnen wieder einmal die Hand drücken zu dürfen! . . ."

„Ein merkwürdiges und bedeutungsvolles Zusammentreffen!" deklamierte er und zog mich nach einer Bank. „Was treiben Sie hier, Mouginot?"

Ich erzählte ihm die Veranlassung zu unsrer Reise nach Nizza und erfuhr dann, daß er, durch den Schluß der Anstalt seiner Stelle bei Cornevin enthoben, auf alle mögliche Weise versucht hatte, seinen Unterhalt zu verdienen. Endlich hatte ihn ein alter Schulfreund, der in Sportzeitungen schrieb, hierher gesandt, um Korrespondenzen aus Monte Carlo zu erhalten. Diese Arbeit wurde sehr mittelmäßig bezahlt, aber weil er die Leute aus der „Gesellschaft" rühmte und die Reize Monte Carlos schilderte, waren die Croupiers sehr zuvorkommend gegen ihn, und ab und zu wagte er auch einen Thaler.

„Da bin ich weniger gut daran, als Sie," entgegnete ich meinem alten Lehrer; „ich möchte so gerne ein wenig Geld verdienen und suche vergeblich nach Beschäftigung. . . . Kennen Sie nicht irgend einen Fremden, der einen Sekretär brauchen könnte?"

Oskar Feucherot rieb sich einen Augenblick die Stirne, dann rief er: „Ich glaube, ich habe was Sie brauchen! ... Ich habe beim Trente-et-quarante einen vornehmen Russen kennen gelernt, der einen Musiksparren hat. ... Er komponiert eine Art Oratorium und sucht einen willigen Menschen, der ihm einen Text dazu in französischen Versen verfassen könnte. ... Natürlich hat er sich an mich gewendet, da ich mich aber nie den dummen Einfällen der Musiker anpassen könnte, habe ich abgelehnt."

„Ich habe kein derartiges Bedenken, lieber Herr Professor, und würde zusammenreimen, was er wollte."

„Also gut. ... Mein Russe heißt Nogaroff und hält sich eben jetzt in Nizza auf. Gleich morgen werde ich Sie vorstellen."

Wir verabredeten eine Zusammenkunft und dankbar verließ ich Feucherot, der mir gerade zur rechten Zeit erschienen war.

Am andern Tag um zehn Uhr führte mich Oskar in die Villa des Herrn Nogaroff.

Wir traten in ein kleines, mit Büchern und Noten vollgepfropftes Gemach, in dem unser Mann an einem Flügel saß. Er war ein Riese mit langherabfließendem Bart und dem echten Kalmückengesicht: Stumpfnase, vorspringende Backenknochen, kleine, blaue, schmachtende, geschlitzte Augen. Er empfing uns mit affektierter Höflichkeit und erklärte mir, stark näselnd, was er von seinem künftigen Mitarbeiter erwarte.

Er war im Begriff, eine lyrische Symphonie über den „Dämon" von Lermontof zu komponieren, da er aber sein Werk in Frankreich zur Aufführung bringen wollte, so wünschte er, daß man ihm einen Text in französischen Versen anfertige, bei dem Recitative mit lyrischen Stücken abwechselten, und der sich also der russischen Dichtung anpaßte. Das Honorar für diesen Text von fünf- bis sechshundert Versen sollte fünfhundert Franken betragen.

Noch am nämlichen Abend vertiefte ich mich in die Dichtung Lermontofs und den zweitnächsten Tag konnte ich Herrn Nogaroff schon die vierzig Verse der Einleitung bringen. Er schien entzückt und von nun an verbrachte ich drei Viertel meiner Nächte mit Reimeschmieden. Indessen bemerkte ich bald, daß der Beruf eines Librettisten auch seine Dornen trägt. So leicht sich der Russe begeisterte, so launisch, quängelig und

sonderbar war er auch und mehr als einmal mußte ich infolge einer unangenehmen Erörterung eine Scene wieder umarbeiten.

Endlich wurde aber das zwanzigmal umgearbeitete Libretto doch fertig und nach einer letzten Vorlesung erklärte sich Nogaroff für befriedigt, ging an seinen Schreibtisch, händigte mir fünfundzwanzig Louisdor ein und näselte: „Besten Dank, Herr Mouginot; ich bin zufrieden mit Ihrer Arbeit und hoffe, daß Sie mir Ihre weitere Hilfe nicht verweigern werden, falls ich sie nötig haben sollte. . . . Besuchen Sie mich wieder, dann besprechen wir einen neuen Plan. . . .“

Ich war entzückt, den „Dämon“ los zu sein, noch viel entzückter aber war ich, die fünfundzwanzig, durch meine Arbeit verdienten Goldstücke in meiner Tasche klimpern zu hören. Sie waren mir ein unschätzbarer Notpfennig, falls künftig einmal ein ungünstiger Wind durch die „Gärten der Armida“ wehen sollte.

Ach, dieser Unglückswind ließ nicht lange auf sich warten. Anfangs Februar schlug das bis dahin herrliche Frühlingswetter um und es wurde plötzlich regnerisch und kalt. Die alten Häuser Nizzas sind gegen derartige launenhafte Winterstürme nur schlecht verwahrt; besonders in unserm Laden herrschte ein ständiger Zug. Alice bekam infolgedessen einen heftigen Katarrh und hustete höchst beunruhigend. Einen ganzen Monat lang mußte sie das Zimmer hüten und der Arzt, der sie behandelte, schüttelte den Kopf wie sein Pariser Kollege.

Seit Alices bleiche Schönheit die im Laden angehäuften Blumen nicht mehr verklärte, lächelte uns auch das Glück nicht mehr. Unsre Sträuße, denen die Feenfinger meiner Freundin lebendige Anmut verliehen hatten, wurden steif und gewöhnlich. Die Kunden bemerkten die Abwesenheit der kleinen Madonna und kamen weniger beharrlich ins Haus; die Zahl der Bestellungen nahm ab und die täglichen Einnahmen verminderten sich. Ich weiß nicht, ob Alice dies selbst bemerkt, oder ob eine unbedachte Klage Onkel Scipios ihr verraten hatte, daß unser Geschäft bedroht war; aber kaum ließ ihr Katarrh ein wenig nach, so bestand sie darauf, in den Laden hinunterzugehen und ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen. Unglücklicherweise hatten sich aber die Kunden schon verlaufen; vergeblich stellte unsre kleine Fee Blumenkörbe her, die eine wahre Augenweide

waren — die schönen Damen kamen nicht mehr zu uns, und die jungen Herrn ließen sich ihr Knopfloch anderweitig mit Blumen schmücken.

Alice ließ sich dessenungeachtet nicht entmutigen und fuhr fort zu arbeiten, von einer förmlichen Leidenschaft erfaßt für ihre Blumen, die uns massenweise gebracht wurden und von denen sie sich nicht mehr trennen wollte.

Doch das Leben in dem abgeschlossenen, von berauschenden Wohlgerüchen erfüllten Raum trug nichts zur Besserung ihrer Gesundheit bei; von Tag zu Tag wurde sie blasser und durchsichtiger. Ihre Augen allein, die herrlichen schwarzen Augen glänzten noch feuriger über den hohlen Wangen. Sie nahm kaum noch etwas zu sich und kam ganz von Kräften; das Hinauf- und Hinabgehen der Treppe, die von dem Zwischenstock in den Laden führte, war eine förmliche Arbeit für sie geworden. Trotzdem wollte sie sich nicht zu Bett legen und bestand darauf, die Pflanzen zu bearbeiten, die für ihre armen, abgemagerten Händchen viel zu schwer zu sein schienen. Langsam, mit angstvoller Zärtlichkeit ordnete sie die blühenden Zweige, mit krankhafter Freude preßte sie die rosigen Blütentrauben der Hyacinthen an ihre Lippen. . . . Plötzlich schwanden ihr die Sinne und Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht; sie mußte den unvollendeten Strauß auf die Marmorplatte des Ladentisches niedersinken lassen. . . . Die kleine Alice welkte inmitten ihrer Blumen dahin. — Vergeblich bat ich sie, sich Ruhe zu gönnen; sie hörte nicht, sie wollte bei den Blumen bleiben, die sie töteten, aber die ihr doch das Lächeln, den Luxus, die Freuden des Lebens vorgaukelten.

Denn — eine sonderbare Erscheinung bei diesem einst von der Erde so losgelösten Kinde — je näher die Stunde kam, in der sie vom Hauche des Todes berührt wurde, je mehr ward sie ergriffen von der Lust zu leben, ihre Jugend zu genießen. Nie vorher hatte sie sich so sehr um das gekümmert, was draußen vorging, nie sich so sehr des Lichtes, des Duftes und der Farben gefreut.

Eines Morgens, als ich die Umgegend durchstreift hatte, um einen neuen Vorrat von Veilchen zu holen, schnitt ich einen Zweig Pfirsichblüten ab und brachte ihn ihr. Sie hatte an diesem Tag trotz all ihrer Anstrengungen nicht heruntergehen können und lag neben dem Fenster fröstelnd in einem Lehnsessel.

Beim Anblick des mit rosigen Blüten bedeckten Zweiges spielte ein Lächeln um ihre schmalen Lippen; gierig griff sie nach dem Zweig: „Wie schön," seufzte sie; „wie lebensvoll diese Blüten sind! ... Ach, wie gerne würde ich über Feld gehen! ... Alle Pfirsichbäume müssen jetzt mit Knospen bedeckt sein, aber ich werde sie nicht mehr aufblühen sehen ..."

Während sie diese mutlosen Worte sprach, richtete sie ihre großen schwarzen Augen angstvoll auf mich, als wollten sie um Widerspruch flehen.

„Welcher Einfall!" erwiderte ich mit einem schmerzlichen Versuch, ein lächelndes Gesicht zu zeigen. „Ob du die Pfirsichblüte sehen wirst! Sobald du etwas kräftiger bist, benutzen wir das gute Wetter und nehmen unsre Spaziergänge wieder auf."

Mit ihren fieberheißen Händen ergriff sie die meinigen und drückte sie lebhaft: „Nicht wahr, ich werde wieder gesund? ... In meinem Alter stirbt man doch nicht an einem heftigen Katarrh! ... Ich bin erst sechzehn Jahre alt und möchte noch nicht scheiden müssen, ehe ich das Leben genossen habe. ... Versprich mir, daß ich bald wie die andern im Sonnenschein spazieren und über jene Hügel wandern kann, wo die wilden Hyacinthen blühen. ..."

„Ja, ja, Alice! ... Bei deinem ersten Ausgang führen wir dich nach Saint-Jean und bleiben einen ganzen Tag dort. ..."

„Ach, ich möchte so gerne leben! ... Ach, du weißt nicht, wie ich die jungen, kräftigen Mädchen beneide ... deine Cousine Zélie zum Beispiel. ... Schon in Paris war ich neidisch auf ihr gutes Aussehen. ... Sie ist glücklich und kann ihre Jugend genießen! ... Dieser enge, geschlossene Raum macht mich so schwach. ... Gib mir deinen Arm, Jacques, ich will in den Laden hinunter!"

Ich half ihr aufstehen, aber ohnmächtig sank sie wieder zurück; nachdem ich die Ladenjungfer herbeigerufen und sie mit deren Hilfe aufs Bett getragen hatte, eilte ich hinaus und brach in Thränen aus.

Mein Onkel, mit dem ich so gerne über meine Befürchtungen gesprochen hätte, war nicht zu Hause, und auch als ich nach drei Stunden von meinem Russen, dessen Sekretär ich geworden war, zurückkehrte, war er noch nicht heimgekommen. Schon seit einigen Wochen, seit die Geschäfte schlecht gingen

und der Gerichtsvollzieher Zahlungsbefehle und Wechsel brachte, mied Scipio Mouginot unsre Wohnung. Er war beständig draußen und schlenderte grübelnd am Meeresstrand oder in der Nähe des Marktes umher. Ich ging aus, um ihn zu suchen, und fand ihn endlich an der Ecke des Saint-Dominiqueplatzes, wo er in Betrachtung eines Schildes versunken vor einem Hause stand, auf dem die Inschrift „Generalagentur zur Beförderung von Auswanderern" zu lesen war. Ich schlug ihn auf die Schulter und konnte ihn nur mit Mühe aus seiner Träumerei aufwecken. . . .

„Was gibt's, Jacques?" fragte er. „Du erschreckst einen ja mit deinem verstörten Gesicht!"

„Onkel, es steht nicht gut mit Alice. . . . Ich glaube, du solltest an Frau Clémence schreiben!"

„So bist du," rief er achselzuckend, „du übertreibst doch immer. . . . Was sagt denn der Doktor?"

„Ich bin im Begriff ihn zu holen, aber ich bitte dich, schreibe sofort, Onkel! . . . Die Zeit drängt und Frau Clémence würde es uns nie verzeihen, wenn sie ihre Tochter nicht noch einmal hätte umarmen können vor . . . vor ihrem Ende. . . ."

Mein Onkel rafft sich auf. Frau Saintot ist benachrichtigt, aber ich weiß nicht, ob sie noch zeitig genug kommen wird, denn die Krankheit macht verheerende Fortschritte. Um Alice nicht zu erschrecken, haben wir ihr erzählt, ihre Mutter habe beschlossen, einen Urlaub von zehn Tagen, den sie bekommen habe, in Nizza zu verleben. Alice erwartet sie mit fieberhafter Ungeduld und plant in herzzerreißender Weise allerlei Ausflüge für die Zeit, die Frau Clémence bei uns weilen soll. Endlich meldet ein Telegramm die Ankunft der armen Mutter. Am Morgen des Tages, an dem sie mit der Post von Toulon kommen soll, hat Alice aufstehen wollen. Sie behauptet, wohler zu sein, und hat sich einen Korb voll Veilchen bringen lassen.

„Ich will einen Strauß binden als Willkommgruß für Mama," sagt sie.

Während sie nach Atem ringend die Blumen ordnet, lauscht sie auf das geringste Geräusch, das von der Straße herauf dringt. Plötzlich hört man das Rollen eines Wagens, sie richtet sich halb auf und flüstert: „Sie ist da! Sie ist da!"

Dann sinkt ihr Haupt auf das Kissen zurück, die Veilchen

fallen zerstreut zur Erde. Ich stoße einen verzweifelten Schrei aus. . . . Es ist vorbei, die herzige Fee der Wälder von Villotte, die kleine Alice ist tot!

Fünfzehntes Kapitel.

Frau Clémence war zu spät gekommen; sie hatte nur noch den zarten, leblosen Körper ihrer Tochter in ihre Arme schließen können. Die Verzweiflung der armen Frau zerriß mir das Herz. Sie wollte sich nicht von ihrem vergötterten Kinde trennen, dessen reizendes Antlitz durch den Tod fast gar nicht verändert wurde. Man mußte eine List anwenden, um sie aus dem Zimmer zu locken, während die junge Tote in einen bis zum Rand mit Maiblumen, Rosen und weißem Flieder gefüllten Sarg gebettet wurde. Dann geleiteten wir Alices Leiche durch die alte Stadt auf den Schloßfriedhof, von wo aus man einen Blick auf die Berge und das Meer hat. Von Onkel Scipio und mir gestützt, folgte Frau Clémence dem Leichenzug mutig bis zu der Terrasse, wo das Grab bereitet worden war, aber das letzte Lebewohl war herzzerreißend; ohnmächtig brach die unglückliche Mutter zusammen, als der Sarg in die Erde gesenkt wurde, und wir mußten sie in einem Wagen nach Hause bringen. Schon am andern Tag wollte sie abreisen. Ich begriff, daß ihr der Laden zu den „Gärten der Armida" Entsetzen einflößte, denn sie gab ihm Schuld, den Tod ihrer Tochter beschleunigt zu haben, und der Anblick der Blumen vermehrte nur ihr Herzeleid. Wir begleiteten sie bis zur Post. Ehe sie einstieg, faßte sie mich leidenschaftlich am Arm und zog mich beiseite: „Du hast sie lieb gehabt," flüsterte sie; „versprich mir, einen Stein auf ihr Grab zu setzen und sie auf diesem fremden Kirchhof nicht allein zu lassen. . . . Besuche sie zuweilen, wie du es gethan hast, als sie noch bei mir war!"

Ich gelobte es ihr heilig und der Eilwagen rollte fort über das Pflaster der Rue de France und führte diese Mutter ohne Kind, die durch nichts mehr getröstet werden konnte, in die Ferne nach Paris zurück. . . .

Ich blieb allein mit Scipio Mouginot, der seltsam still geworden war, als ob er irgend einen unheilvollen Plan ausheckte. Ich selbst erledigte mich mechanisch meiner täglichen Obliegenheiten, aber mein Geist weilte auf jenem Hügel an der Ruhestätte der dahingegangenen Alice. Von meinem selbstverdienten Geld kaufte ich ihr Grab und bestellte einen schlichten weißen Marmorstein darauf mit der Inschrift: „Alice Saintot, gestorben im Alter von sechzehn Jahren.“ Gewissenhaft hielt ich mein Versprechen und tagtäglich trug ich, wenn ich von meinem Russen kam, Blumen auf den Friedhof des Schlosses.

Der Tod unsrer kleinen Fee hatte den „Gärten der Armida“ den letzten Stoß versetzt. Wir verkauften beinahe gar nichts mehr und ich fühlte die Katastrophe in unmittelbarer Nähe. Was sollte aus uns werden, wenn unsre letzten Hilfsquellen versiegt waren? Wie würde mein Onkel diesen neuen Schlag ertragen? Von Tag zu Tag wurde er kummervoller. Er, dessen Lebhaftigkeit und Hoffnungsfreudigkeit nicht leicht zu erschöpfen waren, schien von gänzlicher Mutlosigkeit befallen. Sein Gesicht leuchtete nie mehr auf und seine Beredsamkeit hatte ihn verlassen. Er war ganz der Mann dazu, sich unter dem Eindruck eines heftigen Kummers zu einem verzweifelten Entschluß hinreißen zu lassen, da er stets unter dem ersten Eindruck handelte.

An all dies dachte ich, als ich eines Abends in den ersten Tagen des April, trüber Ahnungen voll, vom Kirchhof nach Hause ging. Des Morgens war mein Onkel vor mir ausgegangen und war um zwölf Uhr nicht zum Frühstück nach Hause gekommen.

Und nun stieg plötzlich ein finsterer Gedanke in mir auf. ... Wie, wenn Onkel Scipio, des Kämpfens müde, auf den Gedanken gekommen wäre, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen? ...

Meine achtzehnjährige Einbildungskraft bemächtigt sich dieses Gedankens; je mehr ich überlege, desto begründeter erscheint mir die Annahme eines Selbstmordes. Eine unaussprechliche Angst droht mich zu ersticken. ... Schon sehe ich meinen Onkel blutüberströmt, den Kopf von einer Kugel durchbohrt, vor mir. ... Von Angst gejagt, renne ich bis in die Rue Saint-François-de-Paule; zitternd überschreite ich die Schwelle der „Gärten der Armida“, wo unser einziger Ladenbursche müßig in einer Ecke schlummert. Totenstille herrscht

in der ganzen Wohnung; ich eile in den Zwischenstock hinauf, stürze ins Zimmer meines Onkels und der erste Gegenstand, auf den meine Blicke in diesem leeren, ungeordneten Zimmer fallen, ist ein Brief, der mir auf dem dunkeln Arbeitstisch entgegenleuchtet. Ich trete heran und lese die Aufschrift: „Zuhanden meines Neffen Jacques Mouginot!"

Kein Zweifel mehr; meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht, mein unglücklicher Onkel hatte Hand an sich gelegt! ... Mit zitternder Hand erbreche ich das Siegel; die Buchstaben tanzen mir vor den Augen und nur mühsam entziffere ich das Schreiben; nachdem ich gelesen habe, sinke ich verwirrt in einen Stuhl und mein Mund verzieht sich zu einem bittern Lächeln...

Scipio Mouginots Brief lautete folgendermaßen:

„Mein liebes Kind!

„Du wirst mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich mit aller Kraft gegen das Mißgeschick ankämpfte, von dem in der letzten Zeit alle meine Unternehmungen verfolgt worden sind. Einen Augenblick wähnte ich mich am Vorabend des Sieges, aber das Verhängnis hat es anders gewollt. Solange meine Anwesenheit hier für andre nötig war, bin ich nicht von meinem Posten desertiert. Heute aber ist unsre gute Alice im Himmel, Frau Clémence hat ihr gesichertes Brot, Du selbst stehst, dank Deinem vornehmen Russen, im Begriff, Dir eine ehrenvolle Zukunft zu begründen. Nichts hält mich mehr in der alten Welt des Schlendrians und der Vorurteile zurück, und ohne mir Gewissensbisse zu machen, darf ich der Neigung folgen, die mich nach einem jüngeren und reicheren Weltteil zieht. — Die „Gärten der Armida" sind verkauft und mein Nachfolger tritt morgen seinen Besitz an. Ich selbst schüttle den Staub von meinen Füßen und steure gen Amerika, nach dem Lande der Freiheit und der gewaltigen Industrie. Wenn Du diese Zeilen liest, trägt mich der Marseiller Dampfer zu einem Fahrzeug, das im Begriff ist, nach New York abzugehen. Dort werde ich — das ist meine felsenfeste Ueberzeugung — mein Glück machen und später kehre ich mit sieggekrönter Stirne und gefüllten Taschen wieder zurück.... Du aber, mein Freund, arbeite in Erwartung des Freudenrausches der Wiederkehr. Du bist jung ... Dein sind die ‚Hoffnungen ohne Ende und die weitschweifenden Gedanken'. Erinnere Dich meines alten Wahrspruches ‚Laboremus!' und wisse, lieber

Jacques, daß Dich nah oder fern die Wünsche und die Liebe Deines Dir in Treue zugethanen Onkels begleiten.

Scipio Mouginot."

Ich war ebenso empört als verblüfft, als ich den Brief gelesen hatte. — Also während ich mich um das Schicksal meines Onkels absorgte, während ich mir ihn verzweifelt und mit Selbstmordgedanken umgehend vorstellte, hatte er sich einfach in der gewöhnlichsten Weise aus dem Staub gemacht und ließ sorglos seinen achtzehnjährigen Neffen in einer fremden Stadt allein zurück! Schon seit einem Jahr waren viele meiner Illusionen über Scipio Mouginot zerstört worden, aber dieser letzte Schlag gab ihnen vollends den Rest. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen, und ich erinnerte mich der Abneigung der guten Mama Péchoin und fand sie gerechtfertigt. Ja wohl, die wackere Frau hatte recht: Die Dummheiten, die Scipio Mouginot machte, waren ihm weniger nachteilig als andern und er verstand es, sich aus der Affaire zu ziehen, ohne Haare zu lassen. . . .

Endlich faßte ich mich aber einigermaßen und machte mir klar, daß ich nun schleunigst ausziehen müsse, wenn morgen ein neuer Besitzer einziehe.

Ich ging hinunter, schüttelte den eingeschlafenen Ladenburschen und erfuhr von ihm, daß die „Gärten der Armida" an einen Marseiller Kaufmann abgetreten worden seien, der einen Handel mit Oel und Südfrüchten darin beginnen wolle.

Ich eilte, mir in einem Gasthof in der Rue des Ponchettes ein äußerst bescheidenes Zimmer zu mieten; dann packte ich das bißchen bewegliche Habe zusammen, die mein Eigentum war, nahm einen letzten Abschied von dem Sterbezimmer Alices, steckte zum Andenken einen kleinen ovalen Handspiegel ein, den sie zu benutzen pflegte, und begab mich bei sinkender Nacht in meine neue Behausung.

Das niedere, unwirtliche Zimmerchen bot ganz den armseligen trostlosen Anblick der Zimmer eines Hotel garni. Von fernher drang das Rauschen des Meeres an mein Ohr, dessen Wogen sich an dem öden Strande brachen; doch dieses Geräusch, das sich wie eine langgedehnte Klage über das Steingeröll des Ufers hinschleppte, besänftigte die Angst meines übervollen Herzens nicht. Ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung überkam mich. Am liebsten hätte ich sofort diese Stadt

des Genusses verlassen, aber wohin sollte ich mich wenden, wo das Heim finden, das ich so sehr entbehrte? Paris, in dem ich nur Bummler wie die Cornevins oder Opfer wie Frau Clémence kannte, Paris hatte keinen Reiz mehr für mich — im Gegenteil, es flößte mir eher eine Art Widerwillen ein. . . . Und dann dachte ich mit einem gewissen Bedauern an mein kleines Villotte zurück, in dem mir alles so vertraut war, und ein plötzliches Verlangen ergriff mich, nach diesem Lande der Nebel zurückzukehren, das so verschieden war von der sonnenüberfluteten Provence, deren strahlende Freudigkeit in grellem Widerspruch stand zu der Trauer meines Herzens. Ich fragte mich nicht, was ich dort thun, an welche Thür ich klopfen wollte und wie ich aufgenommen werden würde; ich gehorchte nur jenem gebieterischen Trieb, der das verwundete Wild zu seinem Lager zurücktreibt, um dort zu sterben, und ich beschloß, sobald als möglich nach Villotte zurückzukehren.

Allein ehe ich an die Ausführung dieses Planes gehen konnte, mußte ich mir das Geld zur Reise verdienen, denn die Kosten von Alices Grabmal hatten meine Kasse erschöpft. Ich mußte also meine Sekretärstelle bei Herrn Nogaroff beibehalten, bis ich genügende Mittel gesammelt hatte. So vergingen noch sechs Wochen, während deren ich Sou um Sou zusammenscharrte, bis ich gegen Ende Mai es so weit gebracht hatte, daß ich an meine Vorbereitungen zur Reise denken durfte. Es war aber auch höchste Zeit, einen Entschluß zu fassen, denn die Saison ging zu Ende und die Fremden machten sich davon wie Wanderschwalben. Mein Russe hatte Gefallen an mir gefunden und wollte mich mit sich nach Moskau nehmen, allein ich lehnte dies schmeichelhafte Anerbieten ab. Er ordnete meine Rechnung und wir trennten uns sehr befriedigt voneinander. Nachdem ich alles bezahlt hatte, blieben mir noch dreihundert Franken. Ich machte einen letzten Besuch auf dem Kirchhof und verabredete mich mit dem Gärtner wegen der Pflege von Alices Grab; nachdem ich dann noch einen Rosenstrauß darauf niedergelegt hatte, schritt ich trübsinnig die Schloßstraße hinab.

Am nächsten Morgen kletterte ich auf das Verdeck der Postkutsche und, in eine Staubwolke gehüllt, ging's der Heimat zu. . . .

Die Reise ist weit von Nizza nach Villotte und ich will bei meinen kleinen Erlebnissen während derselben nicht länger

verweilen. Während der ganzen Fahrt überlegte ich mir, nicht ohne Unbehagen, was ich bei meiner Ankunft in meiner kleinen Vaterstadt thun sollte. War es am besten, mich gleich nach Jeand'heurs zu begeben, oder sollte ich mich wie ein begossener Pudel in die Mouginot-Péchoinsche Apotheke verfügen? Die Aussicht auf diesen letzteren Besuch hatte nicht viel Verlockendes an sich, aber da ich nun einmal in die Gegend zurückkehrte, schien es mir richtig, meinen Vormund aufzusuchen und ihm die letzte Leistung seines Bruders zu berichten, wenn auch nur, um ihm zu sagen, daß er es künftig unterlassen könne, Scipio die für meinen Unterhalt ausgesetzten Gelder zu schicken. Noch immer war ich zu keinem Entschluß gekommen, als ich an einem Juniabend zwischen sieben und acht Uhr in Villotte ankam.

Die Stadt schien sich beträchtlich verändert zu haben, seit ich sie verlassen hatte. Am Bahnhof waren lauter neue Häuser erbaut worden, darunter ein mit der pompösen Inschrift „Gasthof zum Universum" geschmücktes Hotel. Sofort begab ich mich dorthin und ließ mir ein Zimmer geben; nachdem ich mich durch Waschen etwas erfrischt hatte, ging ich wieder auf die Straße. Es dämmerte; die Quais, auf denen man anfing, die Gaslaternen anzuzünden, lagen im Halbdunkel. Langsam, noch immer zögernd, wanderte ich über die neue Brücke, die den Bahnhof mit der Stadt verbindet, nach dem Hause der Mouginot-Péchoins in der Burgstraße. Alle Läden waren geschlossen, nur aus der Apotheke meines Onkels strahlte noch ein Licht und der bunte Widerschein der blauen und gelben Glasgefäße fiel auf den Bürgersteig.

Vor der Thüre wurde ich von Zaghaftigkeit befallen.

„Es eilt ja nicht," sagte ich mir. . . . Und um Zeit zu gewinnen, machte ich mir klar, daß die Mouginot-Péchoins jetzt gerade beim Essen saßen, und daß ich doch gar zu sehr den Eindruck eines Hungerleiders machen würde, wenn ich ihnen gerade zu der Stunde der Mahlzeit ins Haus fiele. Ich entschloß mich also, vor der Apotheke auf und ab zu spazieren und von der Straße aus zu beobachten, was im Innern vorging.

Ja, sie waren bei Tisch. Da es sehr warm war, hatte man das in den Laden gehende Schiebfenster geöffnet und durch dieses überblickte ich eine Ecke des Speisezimmers vollständig. Ich sah das dürre Profil der Frau Mouginot-Péchoin, die große Nase des lieben Aristides und die hin und her

fuchtelnden Arme des Advokaten Jakobi, der ohne Zweifel wie gewöhnlich eine hochtrabende Rede hielt. Menschen und Dinge waren dieselben geblieben; es war mir, als ob ich erst gestern von Villotte fortgegangen wäre. Ich glaubte schon die hämischen Bemerkungen zu vernehmen, mit denen ich bei meinem Eintritt sicherlich überschüttet werden würde. Ich kannte mich: heute würde ich diese höhnischen Ausfälle nicht mehr ertragen, ich würde hinausgeben und dann würde alles beim alten bleiben. Lohnte es sich denn überhaupt, um zu diesem Ergebnis zu kommen, die Schwelle dieses ungastlichen Hauses zu überschreiten? In diesem Augenblick trat ein Kunde in die Apotheke und mein Onkel Viktor kam heraus, um ihn zu bedienen. Sein Gesicht war noch unbeweglicher, sein Mund noch herber, sein Auge noch härter geworden. Er warf einen kalten Blick nach der Thüre; es war, als ob er mich witterte und sich anschickte, mir entgegenzurufen: „Du wirst doch deiner Lebtage nichts als ein Taugenichts!"

Nein! Ich war entschlossen — ich wollte nicht hineingehen. — Rasch machte ich kehrt und ging nach meinem Gasthof zurück, wo ich mir während eines einfachen Abendessens überlegte, was ich jetzt thun sollte. Da ich nun einmal hierher zurückgekehrt war und mich nicht entschließen konnte, das Haus meines Onkels Viktor zu betreten, blieb mir nur noch eine Zuflucht: Jeand'heurs. — Ja, morgen mit dem frühsten wollte ich zu Fuß nach Jeand'heurs. — Ich bezahlte meine Rechnung und bat den Wirt, mir meinen Koffer einige Tage aufzubewahren, und machte mich dann, nachdem ich acht Stunden ohne Unterbrechung geschlafen hatte, am frühen Morgen auf den Weg.

Bis dahin hatte mir die Aufregung der Ankunft und die Ueberlegung, ob ich zu Mouginots gehen sollte oder nicht, die Freude der Heimkehr verdorben. Jetzt aber, auf dem herrlichen Weg, der mir noch so lebhaft in der Erinnerung stand, genoß ich in vollen Zügen die Wonne, alles wiederzusehen und wieder zu erkennen.

Fast zu schnell hatte ich Trémont und Renesson hinter und den von Eisenstaub geschwärzten Weg, der nach der Schmiede von Jeand'heurs führt, vor mir.

Laut pochte mir das Herz in der Brust und ein dumpfes Schamgefühl bemächtigte sich meiner bei dem Gedanken, daß ich nun meine demütigenden Mißerfolge bekennen mußte.

Nun vernimmt mein Ohr das Rauschen des Wassers in den Schleusen, das Krähen der Hähne auf dem Hühnerhof. Von neuem erfaßt mich verzehrende Ungeduld und ich laufe eilends bis zum Thor, wo mich das Gekläff der Hunde Vetter Delormes empfängt.

Von dem Höllenlärm der Meute herbeigerufen, tritt eine lichte Mädchengestalt auf die Freitreppe. — Es ist meine Cousine Zélie. — Ihre Hände scheinen das Treppengeländer zu umklammern, als ob sie ein Schwindel erfaßt hätte; sie bleibt unbeweglich stehen und scheint sich zu besinnen, wer wohl der Fremdling sein möge, der in den Hof tritt. Und doch hat sie ein scharfes Auge und muß mich so gut erkannt haben, als ich sie. Diese Unbeweglichkeit Zélies bringt mich außer Fassung und zögernd hemme ich den Schritt. . . . Da wendet sie sich nach dem Hausflur und ich höre eine von Bewegung erstickte Stimme rufen: „Papa, komm schnell! . . . Jacques ist da!"

Einen Augenblick später drückte ich Vetter Delorme, der rasch die Stufen herunterspringt, die Hände. Er zieht mich nach der Treppe, wo nun auch Frau Delorme eilends neben ihrer Tochter erscheint.

„Da bist du ja endlich wieder, du Vagabund," ruft der Vetter lustig. „Komm, gib deinen Cousinen einen Kuß!"

Ich gehorche, aufs tiefste ergriffen; ich küsse erst Frau Delorme und dann Zélie, die ganz blaß geworden ist und flüstert: „Du bist's! . . . Endlich! . . . Ach, wie freut mich das!"

„Du kommst gerade recht," beginnt Herr Delorme wieder, „wir sind eben im Begriff, einen Bissen zu uns zu nehmen." Er schiebt mich ins Eßzimmer, aber ehe ich mich niedersetze, will ich ihm in zwei Worten meine Lage klarlegen und flüstere verlegen: „Vetter, du hast vor zwei Jahren doch recht gehabt. . . . Die Geschäfte haben ein schlimmes Ende genommen und ich kehre zu euch zurück wie der verlorene Sohn. . . ."

„Schon gut," unterbricht er mich, „das kann ich mir denken. . . . Setze dich zuerst und iß. . . . Nachher reden wir weiter darüber. . . ."

Sechzehntes Kapitel.

Nach dem Frühstück gingen Delorme und ich im Garten auf und ab in dem Johannisbeerweg am Ufer der Saulx und sprachen ausführlich miteinander. Ich erzählte ihm alles von unsrer Abreise nach Nizza an bis zum Tod meiner kleinen Freundin und der Flucht Scipio Mouginots.

Er hörte mir zu, ohne mich mit einem Wort zu unterbrechen; erst als ich zu Ende war, sagte er: „Das wundert mich alles gar nicht. Als ich euch in der Rue de Condé besuchte, sah ich es voraus und deshalb hatte ich dich mit mir hierher nehmen wollen, allein du warst noch zu verblendet von dem Sand, den dir dieser Mouginot in die Augen gestreut hatte. Im übrigen ist es kein Unglück, daß dir erst durch deine eignen Erlebnisse ein Licht aufgesteckt worden ist. Du hast frühzeitig eine harte Schule durchgemacht, in der du gelernt haben wirst, künftig den Spatzen in der Hand nicht mehr für die Taube auf dem Dach zu geben. Der Verdienst, den ich dir anbieten kann, ist ein äußerst bescheidener. . . . Deine Beschäftigung in der Papierfabrik wird im Ueberwachen des Sortierens und Zurichtens der Lumpen bestehen, und ab und zu mußt du mir auch bei meiner Korrespondenz an die Hand gehen. Das ist keine glänzende Stellung, allein du kommst auf diese Art nach und nach in die Sache hinein und wirst, da du gescheit bist, nach einigen Jahren ein ganz tüchtiger Werkführer sein. . . . Ist dir dies recht?"

Ich beeilte mich, meinem Vetter zu danken und ihn zu versichern, daß ich von meinen glänzenden Träumen erwacht und gesonnen sei, mir mein Brot ehrlich zu verdienen.

„Also ist die Sache abgemacht," erwiderte er; „ich werde noch heute abend an Mouginot-Béchoin schreiben und ihm die Abreise Scipios und deine Anstellung in der Papierfabrik mitteilen. Außerdem richten wir, da du achtzehn Jahre alt bist, ein Gesuch um Mündigkeitserklärung an den Friedensrichter von Villotte. . . . Morgen trittst du in der Fabrik ein, heute aber ruhst du dich noch recht aus, damit du morgen um so freudiger an die Arbeit gehen kannst."

Gestärkt und gekräftigt verließ ich den wackeren Mann.

Ich kehrte ins Haus zurück und richtete mich in meinem alten Zimmerchen häuslich ein. Vor dem offenen Fenster bewegten sich die Aeste der alten Bäume des Parkes schaukelnd hin und her und winkten mir einen Willkommgruß zu; auf dem Tisch prangte ein Strauß Heckenrosen, den Zélie hingesetzt hatte. Als ich um zwölf Uhr zum Mittagessen hinunterging, traf ich mit meiner Cousine zusammen; sie hatte ihren Morgenrock mit einem schlichten Leinenkleid vertauscht und ich war erstaunt, wie anmutig und hübsch sie geworden war. Der linkische, geschmacklos und auffallend gekleidete Backfisch hatte sich in ein hübsches, kräftiges junges Mädchen verwandelt, das sich in seinem einfachen, vorteilhaften Kleid leicht und sicher bewegte.

Sie setzte sich neben mich, legte mir die besten Stücke vor und gab sich alle erdenkliche Mühe, mich aufzuheitern und es mir behaglich zu machen. Gleich nach dem Kaffee setzte sie ihren Hut auf und sagte: „Wenn du nicht zu müde bist, wollen wir unsre alten Spazierwege wieder einmal aufsuchen."

Mit Vergnügen nahm ich an und wir machten uns auf den Weg.

„Nicht wahr," rief Zélie einmal, als ich stehen blieb und eine altbekannte Aussicht betrachtete, „nicht wahr, hier hat sich nichts geändert? ... Man könnte denken, du seiest erst gestern von Jeand'heurs fortgegangen!"

„Die Gegend ist sich gleich geblieben, Zélie, aber du bist seit meiner Abreise bedeutend größer und hübscher geworden."

„Sei still, Schmeichler! ... Ich bin nicht so dumm, daß ich mich für schön halte. ... Ich kann deiner kleinen Freundin Alice nicht das Wasser reichen!"

Betrübt und überrascht sah ich Zélie an; ihr Vater hatte noch nicht Zeit gefunden, ihr meine letzten Erlebnisse und das traurige Ereignis zu erzählen, das meinem Aufenthalt im Süden so schnell ein Ende gemacht hatte. Mit gesenktem Kopf und verschleierter Stimme antwortete ich: „Du hast nur allzu gut gesehen. ... Alice hat ein Lungenleiden gehabt und ist gestorben."

„O mein Gott, Jacques ... verzeih, daß ich dir weh gethan habe!"

Nun erzählte ich ihr alles, was ich erlebt hatte; ich ver-

schwieg ihr nichts, auch nicht meine täglichen Besuche auf dem Kirchhof. Ich hörte nicht mehr auf zu reden und bemerkte nicht, daß Zélie mir nur ungeduldig zuhörte, und daß ihre Finger während meiner Erzählung eine Kornähre zerpflückten, die sie abgerissen hatte.

Als ich endlich mit meiner Geschichte zu Ende war, sagte meine Cousine seufzend: „Gewiß ist es sehr traurig, so jung scheiden zu müssen, aber sie hat im Sterben wenigstens den Trost gehabt, bis zu ihrem Ende innig geliebt worden zu sein."

„O ja, innig geliebt!" rief ich und fügte, als ob ich damit zu wenig gesagt hätte, hinzu: „Und ich liebe sie noch immer aufs innigste!"

Zélie blickte beharrlich nach der andern Seite; sie antwortete nichts und schweigend kehrten wir nach Hause zurück.

Als ich meiner Cousine so unbefangen gestand, daß die geliebte kleine Tote meine Gedanken noch immer beschäftige, hatte ich nicht übertrieben. Ihr Verlust schmerzte mich noch wie am ersten Tag und beständig sah ich ihr bleiches, schmales Gesichtchen und ihre vom Fieber unnatürlich vergrößerten Augen vor mir. Meine Liebe zu der kleinen entschwundenen Fee zerstreute mich in den ersten Tagen meiner Lehrzeit so sehr, daß ich mir freundliche Ermahnungen von Vetter Delorme zuzog. Nach und nach siegte aber meine Eigenliebe über meine Unlust. Ich wollte gewissenhaft den Gehalt verdienen, den man mir gab, und bezwang die Sehnsucht, die mich daran verhinderte, mich ganz meiner Aufgabe zu widmen. Schon nach einigen Wochen lenkte der Feuereifer, mit dem ich meine Pflicht zu erfüllen bestrebt war, meinen Geist von seinen düsteren Betrachtungen ab. Die Arbeit ist der mächtigste Tröster; ich hatte die kleine Alice nicht vergessen, aber mein Schmerz war unmerklich milder geworden; wenn ich jetzt an sie dachte, so trat an die Stelle meines Schmerzes ein melancholisches Träumen, wie es uns wohl auf dem Land, beim Abendgeläute durch die Seele zieht. . . .

Was nächst der Arbeit am meisten zu der Beschwichtigung meines Leides beitrug, das war die Nähe meiner Cousine Zélie. Die frische Anmut und der muntere Sinn des jungen Mädchens wirkten auf mich wie die kräftige Bergluft auf einen Wiedergenesenden. Je häufiger ich mit Zélie zusammen war, desto mehr nahmen mich die Lebhaftigkeit ihres Geistes, die Offenheit

ihres Wesens und der ganz eigenartige Reiz ihrer ausdrucksvollen Züge für sie ein. — Nach und nach ging eine seltsame Wandlung mit mir vor: im selben Maße, in dem das Bild Alices verblaßte, wuchs die Bedeutung der lebendigen Persönlichkeit Zélies für mich. Noch keine sechs Monate hatte ich mich in Jeand'heurs aufgehalten, als ich plötzlich die Entdeckung machte, daß sich meine Kinderfreundschaft für meine Cousine in eine zärtlichere, tiefere Zuneigung verwandelt hatte.

Sobald ich mir von dieser allmählichen Veränderung Rechenschaft gab, wurde ich von ängstlichen Bedenken erfaßt. Ich fühlte, daß ich Zélie liebte, aber mußte diese Liebe nicht traurige Enttäuschungen für mich im Gefolge haben? Hatte ich, der verwaiste, von Delorme aus Barmherzigkeit aufgenommene Fabrikarbeiter, das Recht, meine Blicke zur Tochter des Hauses zu erheben? Ich war arm und viel zu jung, um daran denken zu können, mir einen Hausstand zu gründen; vorausgesetzt auch, daß ich in Jahr und Tag eine einträglichere und weniger bescheidene Stellung erlangte, so war meine Cousine bis dahin jedenfalls längst verheiratet. Unter diesen Umständen hielt ich es fast für ein Unrecht, solche Gedanken in mir aufkommen zu lassen, aber bei einem neunzehnjährigen jungen Mann läßt sich die Entwicklung der Gefühle auch durch die besten Beweisgründe nicht hemmen, und alles, was ich mir abringen konnte, war, daß ich mein Geheimnis sorgfältig vor Zélie zu verbergen suchte.

Ach, sie schien ohnehin nichts zu ahnen; sie zeigte sich immer liebevoll und freundlich, aber mit einer Zurückhaltung, die ich bis dahin nicht an ihr gewohnt war. — Wäre ich scharfsichtiger gewesen, so hätte ich merken müssen, daß nur das ungeschickte Geständnis meines Kultus für Alice es war, was Zélie so abgekühlt hatte. Aber durch meine Bedenken und meine Einbildungen verschüchtert, sah und merkte ich nichts. Von da an that ich meinerseits nun auch so fremd, daß Zélie sich noch mehr hinter ihre gemachte Zurückhaltung verschanzte und jedes trauliche Beisammensein, jeder freundschaftliche Gedankenaustausch zu Ende war.

So gingen Wochen, Monate und Jahre in ruhiger Einförmigkeit dahin, ohne eine wesentliche Veränderung in unsrem patriarchalischen Dasein herbeizuführen. Um mich von meinen Liebessorgen abzulenken, arbeitete ich mit einer Art

Wut, so daß ich in der Geschäftsführung der Fabrik völlig zu Hause war. Delorme war zufrieden mit mir und am Abend meines einundzwanzigsten Geburtstages ließ er, zur Feier meiner Volljährigkeit eine Flasche guten alten Weines kommen und teilte mir mit, daß einer der Werkführer aus der Fabrik austrete und er mich zu dessen Nachfolger bestimmt habe.

„Von morgen an," sagte er, „erhältst du fünfzehnhundert Franken jährlich; es ist zwar kein unermeßlicher Reichtum, aber du wirst doch nicht, wie bei den Gallionen von Castro, nur mit leeren Worten bezahlt. . . . Und nun wollen wir auf deine Volljährigkeit und deine Zukunft trinken. . . ."

Wir stießen an und zum erstenmal seit langer Zeit bemerkte ich, als mein Glas das ihre berührte, in den Augen Zélies ein liebevolles Leuchten, das mir das Herz mehr erwärmte als der alte Burgunder ihres Vaters.

Zélie war nun beinahe neunzehn Jahre alt. Ohne einen Schimmer von Koketterie wurde sie immer liebenswürdiger. Da sie außerdem eine einzige Tochter und um ihres hübschen Aeußeren, ihres feinen Benehmens und ihrer gediegenen Eigenschaften willen allgemein gerühmt wurde, fehlten die Bewerber nicht in der Papierfabrik. Doch zu meiner großen Ueberraschung und nicht geringerer Befriedigung wies Zélie unter allerlei nichtigen Vorwänden einen um den andern ab. — Was mir aber noch erstaunlicher schien, war, daß der Vetter Delorme sie ruhig gewähren ließ. Bei jedem abgewiesenen Antrag atmete ich erleichtert auf und eine schwache, schwache Hoffnung begann in meinem Herzen zu keimen.

An einem Wintermorgen, als wir uns eben zu Tisch setzten, trat der Landbriefträger ein und übergab dem Vetter seine Post. Unter den eingelaufenen Briefen befand sich auch eine schwarz geränderte Anzeige, die zuerst die Aufmerksamkeit Delormes auf sich zog. Er öffnete und überflog sie rasch, dann rief er: „Zum Kuckuck auch, das ist eine traurige Nachricht, die uns gerade in die Suppe fällt. . . . Jacques, dein Onkel Mouginot-Tupin ist an einer Lungenentzündung gestorben. Du hast ihn nur wenig gekannt und sein Hinscheiden wird dir keine Lücke hinterlassen, aber er war doch dein Onkel und man muß den Anstand wahren. Morgen findet die Beerdigung statt und wir fahren in der Frühe hin, um ihm die letzte Ehre zu erweisen."

„Uebrigens," fuhr der Vetter fort, während er die Suppe vorlegte, „hinterläßt Palamedes Mouginot keine Kinder und du erbst vielleicht etwas von ihm, Jacques!"

„Ich glaube nicht, Vetter Delorme; mein Onkel hat gewiß zu gunsten seiner Witwe testiert."

„Frau Mouginot, geborene Tupin des Anglecourts! ... Ein ganzes Weib, das, wie man bei uns zu sagen pflegt, die Hosen an hat."

„Ja, er hat nur Augen für sie gehabt, und sie hat ihn gegen die Mouginots eingenommen.... Uebrigens fühle ich mich, ehrlich gestanden, in meinen jetzigen Verhältnissen ganz glücklich."

„Um so besser, mein Junge! ... Du hast vielleicht auch recht, — man soll nicht zu bald in die Schuhe eines Toten schlüpfen."

Am andern Morgen langten wir Schlag zehn Uhr vor dem prunkvoll mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Trauerhaus an und traten in den möglichst düster gemachten Salon, wo sich die Verwandten und Freunde des Verblichenen versammelt hatten. Meine in lange Trauerschleier gehüllte Tante erhob sich langsam von ihrem Sitz, um besonders hervorragende Personen zu begrüßen, und sank dann schluchzend in ihren Lehnsessel zurück. Vetter Delorme und ich mußten uns mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken begnügen. Neben ihrer Schwägerin, aber ohne besondere Trauer zur Schau zu tragen, saß aufrecht und steif Tante Mouginot-Péchoin in ihrem schwarzen Merinokleid. Auch von ihr bekamen wir einen eisigen Gruß und dann stellten wir uns, nicht ohne Verlegenheit, neben Onkel Viktor auf, der that, als ob er viel zu sehr in seine schmerzlichen Gedanken versunken wäre, um uns zu bemerken. Glücklicherweise machte die Ankunft der Geistlichkeit unsrer unangenehmen Lage ein Ende. Gleich nach dem Sarg gingen wir hinunter und nahmen im Leichenzug unmittelbar hinter Onkel Viktor unsern Platz ein.

Frau Mouginot, geborene Tupin des Anglecourts, hatte ihre Sache gut gemacht; die Leichenfeier war mit allem nur möglichen Pomp angeordnet worden. Man hatte die Empfindung, daß die Witwe, in der Gewißheit, ihren Gatten zu beerben, es bei der Beerdigung an nichts hatte fehlen lassen wollen. Beim Verlassen des Kirchhofes sah ich, wie der Notar Lespaillandel mit vertraulicher Miene zu Onkel Viktor herantrat. Sie

flüsterten geheimnisvoll miteinander und riefen dann auch den Vetter Delorme herbei, mit dem sie eifrig etwas zu beraten schienen.

„Dein Onkel Palamedes hat ein Testament hinterlassen," flüsterte Delorme, als er zu mir zurückkam, „und wir sollen uns um zwei Uhr im Trauerhaus einfinden."

Zur bestimmten Stunde traten wir in den Salon, wo wir den Notar und Onkel Viktor mit der Witwe allein fanden. Diese hatte ihre Schleier zurückgeschlagen und ihr hochmütiges Gesicht drückte eine unangenehme Enttäuschung aus. Sie beklagte sich bitter über den Mangel an Vertrauen von seiten „ihres armen Palamedes", und nun erfuhren wir, daß Herr Mouginot-Tupin ohne Vorwissen seiner Frau ein Testament gemacht und bei Notar Lespaillandel deponiert hatte, daß es aber nach dem Willen des Verstorbenen nur in Gegenwart seiner Brüder oder deren Vertreter eröffnet werden dürfe. Kurz, man beschloß nun sofort, den neuen Aufenthaltsort Onkel Scipios ausfindig zu machen und bis zu seiner Ankunft alles zu lassen, wie es war.

Einige Tage später war auf der vierten Seite aller großen Zeitungen die Aufforderung an den mit unbekanntem Aufenthaltsort abwesenden Scipio Mouginot zu lesen, er möge sich in thunlicher Bälde entweder in Person auf dem Büreau des Notars Lespaillandel einfinden, oder einen Bevollmächtigten aufstellen, um der Eröffnung des Testamentes seines verstorbenen Bruders Palamedes Mouginot-Tupin anzuwohnen.

„Hm! Hm!" meinte Vetter Delorme, als er dies las, „wer hätte dem Duckmäuser Palamedes einen solchen Streich zugetraut? ... Die Witwe ist sehr ergrimmt und fragt sich, was eine solche Heimlichthuerei zu bedeuten habe. ... Die Hinterlassenschaft soll sich auf zweimalhunderttausend Franken belaufen. ... Es wäre doch famos, wenn du dein Drittel davon erbtest, Jacques."

Zwei Monate vergingen, ohne daß Onkel Scipio ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte, und schon fürchteten wir, der Unglückliche sei selbst gestorben, als eines Abends im März, während wir uns in Erwartung des Abendessens am Ofen wärmten, meinem Onkel gemeldet wurde, es wünsche ihn ein Mann zu sprechen.

„Führe ihn herein," sagte der Vetter zu Zélie.

Die Thüre ging auf und ein bärtiger, soweit wir in dem

Dämmerlicht beurteilen konnten, schlechtgekleideter Fremder trat ein.

„Meine teuren Freunde," rief eine Stimme, bei deren Klang ich emporfuhr, „ich bin es! ... Jacques, mein Kind, komm in meine Arme, komm an mein Herz!"

„Mein Onkel Scipio!"

Er breitete uns seine Arme entgegen; Delorme blieb völlig kalt und ich selbst erwiderte die Umarmung des Onkels ziemlich gelassen.

Ich weiß nicht, ob er in den Vereinigten Staaten die „Ader" gefunden hat, aber jedenfalls sah er gar nicht aus wie „der Onkel aus Amerika". Seine zunderfarbene Juppe war bis auf den letzten Faden abgetragen, sein weißer Filzhut glich einem Lumpen und das Oberleder seiner Stiefel war in einem kläglichen Zustand.

Er ließ sich durch unsern wenig begeisterten Empfang nicht aus der Fassung bringen. Wenn er in der Neuen Welt sein Glück auch nicht gemacht hatte, so hatte er doch wenigstens seine schöne Sicherheit dort nicht eingebüßt. Würdevoll schritt er auf den Ofen zu und begrüßte Frau Delorme und Zélie galant. Dann wandte er sich an den Vetter und sagte mit honigsüßer Stimme: „Herr Delorme, ich komme zu Ihnen wie Themistokles zu Artaxerxes, dem König der Perser. ... Zweimal habe ich das Atlantische Meer durchschifft; ich habe Stürme des Geschickes und des Ozeans erduldet, aber nichts hat meinen Mut erschüttert oder meine Hoffnung zerstört. Noch stünde ich drüben in der Bresche, wenn ich nicht erfahren hätte, daß meine Gegenwart meiner Familie nützlich sei. ... Ich habe glänzende Pläne unausgeführt gelassen; ich eile herbei, arm, aber wie immer ohne Makel, und mein erster Besuch gilt Ihnen."

„Sehr schmeichelhaft," erwiderte Delorme kurz, „aber warum sind Sie denn nicht zuerst in Villotte geblieben? ... Haben Sie die Nachricht vom Tod Ihres Bruders Palamedes nicht erhalten?"

„Gewiß, ich habe die Anzeige des Notars im ‚New York Herald' gelesen und habe das nächste Schiff benützt. ... Allein es drängte mich, Ihnen für die meinem Neffen gewährte provisorische Gastfreundschaft zu danken. ... Ich wollte dies teure Kind an mein Herz drücken! ..."

Eine neue Umarmung folgte; darauf setzte sich mein Onkel,

nicht im mindesten aus der Fassung gebracht, und streckte seine dampfenden Sohlen an den Ofen.

„Da Sie nun einmal in Jeand'heurs sind, Herr Scipio Mouginot," erwiderte Delorme kalt, „so werden wir Ihnen für ein Unterkommen sorgen ... Sie kamen gerade, als wir im Begriff waren, zum Abendessen zu gehen, meine Frau wird ein Gedeck weiter auflegen und damit basta! ... Weiß man in Villotte wenigstens, daß Sie zurück sind?"

„Ja," erwiderte Scipio nachlässig, „ich habe Notar Lespaillandel im Vorübergehen davon benachrichtigt, und die Testamentseröffnung ist auf übermorgen nachmittag festgesetzt."

„Um so besser; dann erfahren wir endlich, wie wir mit den letzten Verfügungen des seligen Palamedes daran sind.... Herr Scipio, wenn Sie da was erbten, so wär's doch besser als die Gallionen von Castro und Sie müßten nach keiner neuen Ader mehr graben! ..."

„Auf die neue Ader bin ich bereits gestoßen," rief Scipio sich hochaufrichtend, „und wenn ich erbe, so soll mir das Geld dazu dienen, sie auszubeuten. ... Ich werde der Welt noch zeigen, was ich kann. Ich habe einen Gedanken, der Gold wert ist, und um mit Jacques darüber zu sprechen, bin ich geradeswegs nach Jeand'heurs gekommen. ..."

Ach, welch erschrockenen und wütenden Blick Zélie auf Scipio Mouginot schleuderte! ... Wenn die blauen Augen meiner Cousine die Eigenschaften einer galvanischen Säule gehabt hätten, so wäre Onkel Scipio die Mühe erspart geblieben, seine Ader auszubeuten: er wäre wie vom Blitz getroffen zu Boden gesunken.

Siebzehntes Kapitel.

Am andern Morgen verlangte mein Onkel Scipio die Papierfabrik zu sehen. Wir zeigten ihm alles und er geruhte unsre Einrichtungen mit einer etwas herablassenden Gefälligkeit zu bewundern. Als wir in die Magazine traten, stieß er mit dem Fuß an einen Ballen Lumpen und fragte nachlässig: „Was ist da drin?"

„Das sind zum Einstampfen bestimmte Lumpen."

Scipio Mouginot betrachtete uns mit der Miene sanften Erbarmens.

„Wie, Ihr fabriziert euer Papier noch aus Lumpen?"

„Mein Gott, ja, Herr Mouginot; es ist das einzige Mittel, das ich kenne, um gute Ware herzustellen."

„Aber Sie sind ja um fünfzig Jahre zurückgeblieben! ... Das Lumpenpapier ist ja nichts als der Anfang der Kunst! ... Wenn Sie wollen, Herr Delorme, sage ich Ihnen, wie man wundervolles Papier aus einem unerhört billigen Material herstellt. Und dann können Sie mit einigen geringfügigen Aenderungen Ihrer Maschinen und Geräte einen riesigen Gewinn erzielen."

„Nein, danke schön," gab der Vetter trocken zurück; „wir ziehen vor, weniger zu verdienen und eine Ware herzustellen, die uns Ehre macht."

Dessenungeachtet hatte Scipio nicht wenig Lust, seine Erläuterungen fortzusetzen, aber als er die energische Entschlossenheit Delormes bemerkte, begriff er ohne Zweifel, daß es verlorne Mühe wäre. Er begnügte sich, die Achseln zu zucken, und wir verließen die Fabrik.

Der Nachmittag wurde dazu verwendet, das verwahrloste Aeußere des Reisenden soweit in den Stand zu setzen, daß er sich in dem Salon der Frau Mouginot-Tupin sehen lassen konnte. In Trémont wurde er rasiert. Vetter Delorme borgte ihm einen Anzug und den Tag darauf fuhren wir nach Villotte.

Als wir in den üppig eingerichteten Salon der Mouginot-Tupins traten, fanden wir den Notar, Onkel Viktor und die Witwe feierlich um den Kamin herumsitzen. Unser Empfang von seiten Herrn Mouginot-Péchoins war eisig; der Apotheker konnte seinem Bruder nicht verzeihen, daß er mich in meiner Auflehnung unterstützt hatte, und als er diesen nun in theatralischer Haltung, eine Hand auf der Brust, die andre schützend auf meine Schulter gelegt, eintreten sah, lächelte er höhnisch und rührte sich nicht vom Fleck. Frau Mouginot-Tupin dagegen, die immer eine Schwäche für ihren höflichen Schwager gehabt hatte, ließ sich die Fingerspitzen von ihm küssen und bot ihm einen Lehnsessel an. — Sie war ein wenig blaß und vermochte nur schwer die Aufregung zu unterdrücken, mit der sie der Testamentseröffnung entgegensah.

„Da nun alle Beteiligten versammelt sind," begann der Notar, indem er einen großen, mit fünf roten Siegeln verschlossenen Briefumschlag aus seiner Mappe zog, „so können wir zur Eröffnung des letzten Willens meines tiefbetrauerten Klienten schreiten. . . ."

Damit ergriff er das Schriftstück und zeigte den Anwesenden, daß die Siegel unverletzt waren.

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach, während der Notar das gestempelte Papier langsam entfaltete und mit stammelnder Stimme vorzulesen begann.

Und nun wurde ich Zeuge einer urkomischen Scene, die ich nie vergessen werde.

Der kleine Palamedes Mouginot, der unbedeutende gute Kerl, der seiner Lebtage vor seiner Frau gezittert hatte, zeigte sich nun in seinem wahren Licht. Wie alle schwachen, unterdrückten Menschen, war er im Grund nachträgerisch und rachsüchtig. Hatte er sich auch, ohne zu mucksen, unter das Joch seiner Frau gebeugt, so rächte er sich doch dadurch für ihre vernichtende Herrschsucht, daß er ganz heimlich folgendes Testament verfaßte:

„Ich Endesunterzeichneter, Palamedes Mouginot, gesund an Körper und Geist, habe hier meine letztwilligen Verfügungen niedergelegt. Da es mir bei meinen Lebzeiten nie verstattet wurde, nach meinem eignen Willen zu handeln, will ich mich wenigstens nach meinem Tod dafür schadlos halten. Infolgedessen vermache ich meiner Ehefrau Natalie Tupin (des Anglecourts) zur Erinnerung an unsre lange Vereinigung:

„1. Eine Summe von tausend Franken, für die sie Messen lesen lassen soll für die Ruhe meiner Seele, deren ich dringend bedürftig bin.

„2. Alle die Juwelen, Spitzen und sonstigen kostbaren Gegenstände, die sie mich bei meinen Lebzeiten gezwungen hat, ihr zu kaufen.

„3. Die Adelsregister von Lothringen und dem Barrois, die ihre Lieblingslektüre waren, und die man in einem Fach meines Bücherschrankes finden wird.

„Meine ganze übrige Hinterlassenschaft fällt meinen natürlichen Erben Scipio, Viktor und Jacques Mouginot zu, jedem zu einem Drittel.

„Ich ersuche den Herrn Lespaillandel, Notar in Villotte, die Vollstreckung dieses Testamentes zu besorgen und für seine

Mühewaltung einen Diamanten im Wert von fünfhundert Franken anzunehmen.

Bei Beginn der Vorlesung drückte das Pferdegesicht meiner Tante eine nachsichtige Neugierde aus, während die Züge meiner Onkel sichtliche Unruhe verrieten; aber sobald der Notar an den letzten Paragraphen angelangt war, konnten Scipio und Viktor ihre Freude kaum mehr verhehlen. — Frau Mouginot Tupin erstickte fast vor Ueberraschung, Beschämung und Zorn: „Das ist ja Unsinn!" stöhnte sie auffahrend. „Der arme Mann war nicht bei Sinnen!"

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht, gnädige Frau," entgegnete Onkel Viktor; „ich finde im Gegenteil, daß mein Bruder sehr vernünftig gehandelt hat. . . ."

„Natürlich, da Ihnen ja die Geistesstörung Ihres Bruders zu gute kommt. . . . Dies Testament ist eine Beleidigung für mich, ich werde es anfechten. . . ."

„Thun Sie's nicht, gnädige Frau, Sie würden nur den Prozeß verlieren," unterbrach sie der Notar.

„Teure Frau," glaubte Scipio hinzufügen zu müssen, „seien Sie überzeugt, „daß ich es aufs tiefste bedaure. . . ."

„Genug, mein Herr! Ich bedarf Ihres Bedauerns nicht. Ich habe die Ehre. . . ."

Und mit der Miene einer beleidigten Königin verließ sie das Gemach, mit ihrer langen Trauerschleppe den Fußboden fegend.

Wir begleiteten den Notar bis an sein Büreau, wo Scipio in Beratung mit ihm zurückblieb, während Delorme und ich uns beeilten, nach Jeand'heurs zurückzukehren.

„Meine Damen," rief der Vetter triumphierend, als wir ins Eßzimmer traten, wo Frau Delorme und Zélie mit Wäscheausbessern beschäftigt waren.

„Sie sehen einen Kapitalisten vor sich! . . . Jacques hat von seinem Onkel etwa sechzigtausend Franken geerbt. . . . Ihr könnt ihm gratulieren!"

Die vortreffliche Cousine Delorme küßte mich herzlich, während Zélies Glückwunsch nur widerwillig über ihre Lippen zu kommen schien. Ihre Kälte verdarb mir die ganze Freude. Mein erster Gedanke bei der Erbschaft hatte ihr gegolten und die Erwägung, daß ich mich nun ernstlich um sie bewerben könne, hatte mich auf dem ganzen Weg begeistert, aber nun setzte ihre Kälte meinem Feuer einen gehörigen Dämpfer auf.

Ich bildete mir nicht nur ein, sie sei weit davon entfernt, mich zu lieben, sondern ich befürchtete sogar, ich sei ihr aus irgend einem mir unbekannten Grund widerwärtig geworden.

Scipio Mouginot kehrte erst zwei Tage später zurück; er hatte seinen Aufenthalt in Villotte dazu benützt, sich wieder in den glänzenden, unwiderstehlichen, selbstbewußten Scipio zu verwandeln, und der Notar hatte ihm offenbar Geld dazu vorgestreckt, wenigstens war er von Kopf zu Fuß neu gekleidet. Sogar eine elegante Saffianmappe mit Stahlschloß hatte er sich erworben, die er an einer recht in die Augen fallenden Stelle auf ein Tischchen niederlegte.

Während der Mahlzeit war er gegen alle äußerst liebenswürdig, verschwendete aber die meisten Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten an mich. Er wurde es nicht müde, meine äußere Erscheinung und mein feines, anmutiges Benehmen zu rühmen, was mir, obgleich ich meinen Onkel durch und durch kannte, doch recht wohl that. Alle Mouginots sind eitel — das liegt im Blut, und ich machte keine Ausnahme von der Regel. Außerdem war es mir gar nicht unlieb, mein hübsches Aeußere vor Zélie rühmen zu hören. Ob die übertriebenen Bemerkungen meines Onkels den von mir gewünschten Eindruck machten? Ich weiß es nicht, aber ich sah, daß Zélie den Kopf erhoben hatte und mit Unruhe das Manöver Scipios verfolgte.

Als wir vom Tisch aufstanden, wandte sich dieser an Vetter Delorme und sagte: „Mein teurer Wirt, gestatten Sie, daß ich Ihnen den lieben Jacques einen Augenblick entziehe. Ich möchte über Familienangelegenheiten mit ihm reden und ihn zu diesem Zweck in den Garten führen. . . . In einer Stunde sollen Sie ihn wieder zurückerhalten.“

Delorme begab sich infolgedessen allein in die Papierfabrik, während Scipio seinen Arm in den meinen schob und mich in den Garten führte. Ich ging mit, ohne zu merken, daß Zélie uns leise folgte und sich in eine Allee begab, die mit dem von uns eingeschlagenen Weg parallel lief.

Wir schritten auf dem mauerartig verschnittenen und von Buchsbäumen eingefaßten Pfad dahin, bis plötzlich Onkel Scipio stehen blieb, mir die Hand auf die Schulter legte und begann:

„Mein Kind, wir sind jetzt allein und wollen kurz und bündig miteinander sprechen. . . . Als ich durch die Macht äußerer Umstände genötigt war, auszuwandern, habe ich dir

mitgeteilt, daß ich dich wieder holen würde, sobald mich das Glück begünstigte. . . . Dieser Augenblick ist gekommen und ich eile herbei, um dich an dem Ruhm und dem Gewinn eines riesigen Unternehmens teilnehmen zu lassen. . . ."

Bei dieser Einleitung erwachte sofort mein ganzes Mißtrauen; ich fragte kühl: „Um was handelt es sich?"

„Um einen genialen Gedanken, der mir neulich gekommen ist, als ich eure Fabrik besichtigte. . . . Ich wollte vor Delorme nicht davon sprechen, denn der steckt bis über die Ohren in dem alten Schlendrian. . . . Aber du — du bist jung und hast einen offnen Kopf, du wirst mich verstehen. Die Papierfabrikation aus Baumwoll- oder Leinenstoff ist nur eine Eselsbrücke und bringt bei den hohen Preisen der Lumpen nicht das Salz auf die Suppe. Um mit großem Gewinn Papier herzustellen, braucht man ein Rohmaterial, das im Ueberfluß vorhanden ist und wenig kostet — und ich habe dies Material gefunden: es ist die gemeine Nessel! . . . Wir gründen eine Papierfabrik auf Aktien, füllen unsre Magazine und leisten der Landwirtschaft, die dann massenweise Nesseln bauen wird, einen riesigen Dienst. . . . Was sagst du dazu? . . . Ist das nicht ein genialer Zug? . . . Ist das nicht ein gesichertes Vermögen?"

Dieser Mann überraschte mich stets durch die Mannigfaltigkeit und Plötzlichkeit seiner Einfälle. Ich ließ mich aber nicht drankriegen, sondern erwiderte: „Dein Plan ist sehr schön, Onkel; aber mir ist der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach. . . . Uebrigens wäre es mir auch ganz unmöglich, die Papierfabrik Delormes zu verlassen."

Scipio Mouginot schien von meiner Ablehnung unangenehm berührt zu sein, aber so leicht hob man ihn nicht aus dem Sattel.

„Ich weiß wohl," fuhr er fort, „wie anhänglich du an die Delormes bist, und ich würde mich auch bedenken, dich vorübergehend von ihnen zu trennen, wenn mir nicht deine Beteiligung unbedingt nötig wäre. Ich brauche einen in die Papierfabrikation vollständig eingeweihten Mann, und du allein, Jacques, hast die nötigen Eigenschaften, um mir als Gehilfe an die Hand zu gehen. . . . Später, wenn mein Geschäft erst im Gang ist, kannst du ja, wenn du willst, nach Jeand'heurs zurückkehren."

„Das kann dein Ernst nicht sein, Onkel! . . . Herr Delorme . . ., ein braver Mann, der mich aufgenommen hat, als

ich von allen verlassen war ... der mich in meinem Beruf unterwiesen hat! ... Du willst, ich soll ihn verlassen und dir helfen, ihm Konkurrenz zu machen? ... Ich wäre ja der undankbarste Mensch unter der Sonne!"

„Du ziehst es also vor, gegen mich undankbar zu sein! Du sagst, Delorme habe dir Gastfreundschaft erwiesen. ... Und ich, was habe ich gethan, als du an meine Thüre klopftest? ... Habe ich dir nicht Herz und Börse geöffnet? ... Habe ich dir nicht einen glänzenden Unterricht erteilen lassen und dich zuerst ins praktische Leben eingeführt? ... Ich weiß wohl, daß es nicht schön ist, jemand einen ihm erwiesenen Dienst vorzuwerfen. ... Aber wäge doch einmal die Wohlthaten, die ich dir erwiesen habe, ab gegen die, die du von Delormes empfangen hast, und du wirst sehen, auf welche Seite sich das Zünglein neigt! Fünf Jahre lang war ich dir nicht ein Vormund, sondern ein Vater, ein Freund! ... Und nun, wo ich dich um einen einfachen Freundesdienst bitte, antwortest du mir mit einem trockenen Nein! ... Ach!" fuhr er mit thränenerstickter Stimme und zitternd gen Himmel erhobenen Händen fort, „ich habe kein Glück! ... Mit einem erhabenen Gedanken kehrte ich aus der Verbannung wieder, ich glaubte, Fortuna lächle mir zu; ich sagte mir: dort ist der Hafen! Und nun werde ich mit rauher Hand in den vollen Sturm, in das Unwetter zurückgeschleudert. ... Und von welcher Hand empfange ich diesen Stoß? Von der Hand meines Neffen, von der Hand eines Kindes, das ich erzogen, gehätschelt, angebetet habe. ... Welches Herzeleid!"

Er sah so unglücklich aus — war sein Kummer am Ende aufrichtig? Man wußte bei diesem Mann ja nie, ob er wirkliche Thränen vergoß oder Komödie spielte.

In diesem Augenblick fragte ich mich wirklich, ob seine Vorwürfe nicht gerechtfertigt seien. Als ich damals nach Paris kam, war mir Scipio zu Hilfe gekommen; was wäre ohne ihn aus mir geworden? Gewiß, er war unzuverlässig, leichtsinnig, veränderlich und von einem wahrhaft naiven Egoismus; aber berechtigte mich dies, das Gute zu vergessen, das er mir erwiesen hatte? Ich ergriff seine Hand und stammelte mit bewegter Stimme: „Verzeih mir, lieber Onkel, und sei überzeugt. ..."

„Nein," unterbrach er mich, „antworte mir noch nicht. ... Ich will nicht deinem erregten Gefühl einen Entschluß ab-

ringen, der mit kaltem Blut gefaßt werden muß. Nimm dir Zeit zur Ueberlegung, befrage dein Herz. . . . Heute abend magst du mir dann sagen, ob du bei deinem Entschluß beharrst! . . ."

Damit entfernte er sich, und ich blieb verblüfft inmitten des Weges stehen. . . . Ich hatte ihm nichts versprochen, und doch that er, als sei ich halb überzeugt. Schon wollte ich ihm nacheilen und ihm seinen Irrtum völlig benehmen, als hinter mir eine weibliche Stimme flüsterte: „Jacques!"

Ich drehte mich um und bemerkte meine Cousine Zélie, die aus einem in der grünen Buchsbaumwand angebrachten Bogen hervortrat.

„Du bist dagewesen, Cousine?"

„Ja," gestand sie, zu mir tretend; „ich habe alles vernommen. . . . Jacques, ich bitte dich, höre nicht auf deinen Onkel. . . . Laß dich nicht noch einmal von diesem Abenteurer verführen!"

„Wie, Zélie, du hast geglaubt, ich könnte schwanken? . . ."

„Ja, ich habe es geglaubt, und Herr Mouginot glaubt es auch. . . . Ich habe dich auf dem Punkt gesehen, nachzugeben, und das hat mir so weh gethan."

Ein plötzliches Licht ging mir auf. Zélie war in den Garten heruntergekommen, um meine Unterredung mit Scipio zu belauschen, also kümmerte sie sich um mich, wie ich mich um sie? . . . Die Freude, die mir diese Entdeckung verursachte, war so groß, daß mir die Worte im Hals stecken blieben und ich sie mit offnem Mund anstarrte.

„Jacques," fuhr meine Cousine fort, indem sie meine Hände ergriff, „verlasse Jeand'heurs nicht! . . . Bleibe bei uns! Thu es Papa und auch ein klein wenig mir zuliebe."

„Ich habe nie die Absicht gehabt, euch zu verlassen, Zélie. . . . Ich wäre zu unglücklich, von dir getrennt, weil . . . weil ich dich liebe!"

Ihre blauen Augen leuchteten auf und sie drückte mir innig die Hände.

„Ist es wirklich wahr?" rief sie. „O, Jacques, auch ich liebe dich von ganzem Herzen!"

„Nun, so küßt euch doch!"

Erschrocken drehten wir uns um und sahen uns Delorme gegenüber, den wir nicht hatten kommen hören. Als er uns so verlegen und errötend vor sich stehen sah, brach er

in lautes Lachen aus: „Ihr liebt euch," fuhr er fort, „das haben meine Frau und ich längst kommen sehen und wir freuen uns darüber. Ich weiß wohl, daß ihr noch sehr jung seid, aber ich war auch nicht älter, Jacques, als ich meine Katharine heiratete, und wir haben uns ganz gut dabei befunden. . . . Ein Jahr lang bleibt ihr verlobt und im nächsten Frühjahr ist dann die Hochzeit. . . ."

Scipio Mouginot blieb den ganzen Tag unsichtbar, erst gegen sechs Uhr, als wir uns eben im Eßzimmer zusammengefunden hatten, fuhr ein Wagen vor, dem Scipio entstieg. Einen Augenblick später trat er ein.

„Mein liebes Kind," rief er mit jener schönen Sicherheit des Auftretens, die er nie verlor, „ich denke, du hast dir meine Vorschläge überlegt. Der Wagen, der mich fortträgt, ist da, und ich komme, deine Antwort zu holen!"

„Antworte du für mich, Vetter," bat ich meinen künftigen Schwiegervater.

„Herr Scipio Mouginot," sagte Delorme, „Jacques weiß Ihnen herzlich Dank, daß Sie an ihn gedacht haben, allein er kann Jeand'heurs aus einem Grund, der auch Ihnen genügend erscheinen wird, nicht verlassen . . . Ich habe die Ehre, Ihnen die Verlobung Ihres Neffen mit meiner Tochter Zélie mitzuteilen. . . . Uebers Jahr werden wir die beiden Kinder verheiraten und hoffen, Sie werden uns die Ehre erweisen, der Hochzeit anzuwohnen."

„Ha! Ha!" stieß Onkel Scipio verblüfft hervor, während ich der Mama Delorme um den Hals fiel.

Diese Lösung hatte Scipio nicht vorhergesehen, aber er war nicht der Mann, lange fassungslos zu bleiben; er fand schnell sein liebenswürdiges Lächeln wieder.

„Meine besten Glückwünsche!" sagte er, sich galant vor den Damen verneigend; „ich habe immer nur das Glück dieses lieben Kindes im Auge gehabt, und nun er die Liebe dem Reichtum vorzieht, habe ich nichts mehr zu sagen. . . . Besten Dank für Ihre Gastfreundschaft, Herr Delorme. . . . Ihr Diener, meine Damen! . . . Lebe wohl, Jacques, ich werde die Ader ohne dich finden und vielleicht erwacht auch noch einmal in dir die Sehnsucht danach."

Wir begleiteten ihn hinaus; leichtfüßig sprang er in den Wagen, wir winkten ihm noch mit der Hand und bald waren Wagen und Reisender unsern Blicken entschwunden. . . .

Trotz seiner Versicherungen hat mein Onkel die Ader nicht gefunden. Sechs Monate später ging das prachtvolle Projekt des Nesselpapiers aus Mangel an Aktionären in die Brüche und mein Onkel mußte das Gewehr wiederum auf die andre Schulter nehmen. — Etwa um dieselbe Zeit drang die Kunde von einem Ereignis zu uns, das die ganze Mouginot-Péchoinsche Apotheke in Bestürzung versetzte. Mein Vetter Aristides, der Musterknabe, hat nicht gehalten, was er versprochen hatte; er vollendete seine Studien nicht, wollte auch in der pharmaceutischen Wissenschaft nicht anbeißen und zeigte wirkliches Talent nur fürs Reiten. Nachdem er Villotte durch seine excentrische Kleidung, seine Kavalkaden und seine Großthaten bei ländlichen Festen in Erstaunen versetzt hatte, war er mit einer Cirkusdame durchgegangen und der Advokat Jakobi hatte sich auf die Suche gemacht nach dem verlornen Sohn.

Wie Vetter Delorme es bestimmt hatte, waren Zélie und ich ein Jahr lang verlobt gewesen, und ich kann versichern, daß mir die Zeit nicht lang geworden ist. Ich habe an mir selbst die Wahrheit des Ausspruches eines deutschen Schriftstellers (Jean Paul Richter, glaube ich) erfahren, der sagt:

„Sich früh verloben und spät verheiraten, heißt morgens eine Lerche singen hören und sie abends gebraten verspeisen.“ — Nur haben wir, obgleich wir schon lange verheiratet sind, die Lerche nicht gebraten, sie singt uns noch immer.

Ende.

Jean Mornas. Von **Jules Claretie.** Aus dem Französischen.
Die hypnotische Suggestion und ihre Gefahr in kriminieller Hinsicht macht Claretie zur Grundlage seines mit gewohnter Meisterschaft geschriebenen Romans.

Auf der Fährte. Von **H. F. Wood.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
„Dieses spannende Buch ist vorzüglich in seiner Art: die Charaktere sind gut gezeichnet, der Stil ist frisch und die Schürzung des Knotens eines Gaboriau würdig."
Athenäum.

Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von **Alexander Baron von Roberts.**
Trotz großer Verschiedenheit des Stoffs haben diese Novellen doch ein gemeinsames Merkmal: sie sind vom gleichen echt künstlerischen Geiste getragen und bekunden denselben geläuterten Geschmack.

Die Scheinheilige. Von **Karoline Gravière.** Aus dem Französischen.
Ein eigenartiges mächtiges, uns vielfach fremdes Volksleben auf belgischem Boden tritt uns in dieser höchst interessanten Charakterstudie entgegen, die in ihrer sorgfältigen Durchführung und ihrem lebenswahren Lokalton wohl ein „echter Niederländer" genannt zu werden verdient.

Doktor Rameau. Von **Georges Ohnet.** Aus d. Französischen. 2 Bde.
Wie Ohnet in jeder seiner Arbeiten an die zeitbewegenden Fragen herantritt, ist es hier das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und geoffenbarter Religion, welches den Mittelpunkt des lebensvollen, gemütswarmen Romans bildet.

Frau Regine. Von **Emil Peschkau.**
Flott und ungezwungen schießen die Fäden dieses Romans durcheinander, dessen Schicksalsführung so wunderbar ist, wie nur das Leben einer Millionenstadt sie hervorbringen kann.

Zwei Brüder. Von **Guy de Maupassant.** Aus dem Französischen.
Man mag sich zu der naturalistischen Richtung verhalten, wie man will, Maupassants kraftvoller Darstellung, psychologischer Vertiefung und seinem sittlichen Ernst wird man seine Achtung nicht versagen können.

Mein Sohn. Von **Salvatore Farina.** Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Diese anspruchslosen, vom Hauch sinniger Poesie durchwehten Blätter, in welchen Farinas Gefühlswärme und feine Beobachtungsgabe, sowie sein liebenswürdiger Humor miteinander um die Palme ringen, haben seinen Ruhm durch alle Länder getragen. Wo Vaterstolz und Mutterglück eine Stätte haben, wird das reizende Buch offene Herzen finden.

Dosias Tochter. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.
Den vielen Verehrern von Grévilles wilder Dosia wird es gewiß willkommen sein, auch deren Tochter kennen zu lernen, und wir können dieselben versichern, daß die Bekanntschaft sie nicht gereuen wird.

Der Lotse und sein Weib. Von **Jonas Lie.** Aus dem Norwegischen.
Wetterharte, trotzige Naturen sind es, denen wir in diesem prächtigen Roman begegnen, aus dem uns gleichsam der frische Hauch der salzigen Meerflut anweht.

Numa Roumestan. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Wenn Daudet es unternimmt, in seinem Roumestan, in dem viele ein Porträt Gambettas erblicken wollen, einen Typus des Südfranzosen aufzustellen, so bewegt er sich auf seinem ureigensten Gebiet, und jeder Zug dieses großartigen Charakterbildes verrät den Kenner sowohl als den Meister.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von **Ernst v. Wolzogen.** 2 Bände.
Wenn auch ein kecker, übermütiger Humor in diesem Roman das Scepter führt, so kommt darüber der Ernst doch nicht zu kurz: vielmehr bietet v. Wolzogen im Rahmen seiner lustigen Geschichte ein Sittenbild von hoher Vollendung und bleibendem Werte.

Eine Sirene. Von **Léon de Tinseau.** Aus dem Französischen.
Ein Zug dämonischer Leidenschaft geht durch diese neueste Schöpfung Tinseaus, in welcher sich sein Erzählertalent aufs glänzendste offenbart.

Jack und seine drei Flammen. Von **F. C. Philips.** Aus dem Englischen.
Anstatt des üblichen Romanhelden lernen wir in dieser Geschichte einen auf dem Boden nüchterner Wirklichkeit stehenden Menschen kennen, dessen origineller Charakter und praktische Lebensanschauung überaus lebenswahr und fesselnd gezeichnet sind.

Mr. Barnes von New York. Von **A. C. Gunter.** Aus d. Engl. 2 Bde.
Durch eine fast verblüffende Fülle von interessanten Bildern und spannender Handlungen weiß der in seiner Heimat rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasser den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln.

Gertruds Geheimnis. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.
In wohlthuender Schlichtheit und natürlicher Ungesuchtheit erzählt uns Theuriet die rührende Geschichte eines armen, verkannten Mädchens, die er mit einem großen Reichtum an unmittelbar der Natur abgelauschten Zügen auszustatten weiß.

Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen.
Auch diese Erzählungen des bei unseren Lesern so beliebten Verfassers zeichnen sich durch ein solches Gepräge der Wahrheit, eine so überzeugende, lebensvolle Schilderung aus, daß man die Vorgänge selbst mitzuerleben glaubt.

Letzte Liebe. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Eine durchaus edle und feinsinnige Arbeit des gefeierten Verfassers, der sich dieses Mal durchaus auf dem Gebiet der Herzensstürme bewegt, ohne an zeitbewegende Fragen anzuknüpfen.

Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von **Richard Voß.**

Der elementaren Einfachheit und Ursprünglichkeit der Menschen und der Lebensverhältnisse in der römischen Campagna, welche Voß die Stoffe zu seinen meisterhaft erzählten Dorfgeschichten bieten, verdanken diese eine fast antike Großartigkeit.

Mia. Von **Memini.** Aus d. Italien.

Eine schlichte, in gemütvoller Weise zum Herzen sprechende Geschichte, die niemand ohne Rührung lesen wird.

Diana Barrington. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

In graziösem Plauderton läßt Mrs. Croker die Heldin dieses Romans ihre merkwürdige Geschichte erzählen, die auch diesmal daß ihr so vertraute Wunderland Indien mit seinen Dschungeln zum Schauplatz hat.

Der reine Thor. Von **Karl v. Heigel.**

Der bekannte Verfasser bewährt in dem vorliegenden, flott und frisch geschriebenen Roman seinen Ruf eines geistvollen, fesselnden Erzählers.

Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von **H. Pontoppidan.** Aus d. Dänischen.

Der nordische Dichter ist nichts weniger als ein Schönfärber, und doch weiß er seinen im Grund einfachen, durch große psychologische Wahrheit und treue Naturbeobachtung fesselnden Geschichten einen ungemein reizvollen poetischen Duft zu verleihen.

Die Könige im Exil. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französ. 2 Bde.

In diesem zu Daudets unbestrittenen Meisterwerken zählenden Roman tritt uns ein großartiges Sitten- und Kulturbild vor Augen, in dessen Mittelpunkt eine Frauengestalt von höchstem Seelenadel steht, die in der neueren Litteratur unerreicht sein dürfte.

Die verhängnisvolle Phryne. Von **F. C. Philips u. C. J. Wills.** Aus dem Englischen.

„Philips hat mehr als einmal den Beweis geliefert, daß er nicht anders als unterhaltend sein könnte, selbst wenn er wollte, und was für ein neues Element das Zusammenarbeiten mit Wills auch in sein Werk gebracht haben mag, Langweiligkeit ist es keinesfalls." Athenäum.

Sergius Panin. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Dieses von der französischen Akademie preisgekrönte Werk Ohnets ist wohl nächst dem Hüttenbesitzer sein bestes und packendstes. — Von der französischen Ausgabe sind über 100 Auflagen erschienen.

Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von **Mathilde Serao.** Aus dem Italienischen.

Die in Italien so beliebte Verfasserin bietet in diesen Erzählungen lebensvolle Miniaturbilder neapolitanischen Lebens, die sich durch eine freie, vorurteilslose Auffassung und vorzügliche Darstellung auszeichnen.

Salonidylle. Von **H. Rabusson.** Aus dem Französischen.

In scharfen Strichen gezeichnet, elegant und vornehm gibt Rabusson, der gefeierte Mitarbeiter der Revue des deux mondes, ein Bild des Gesellschaftslebens und eine Liebesgeschichte voll Duft und Jugendfrische.

Mr. Potter aus Texas. Von **A. C. Gunter.** Aus dem Engl. 2 Bände.

Der amerikanische Erzähler entfaltet in diesem Roman eine staunenswerte Kühnheit der Erfindung und einen unerschöpflichen Reichtum an gestaltungskräftiger Phantasie.

Ein gefährliches Werkzeug. Von **D. C. u. H. Murray.** Aus dem Engl.

Der Reiz dieser Kriminalgeschichte beruht keineswegs nur auf der äußerst geschickt aufgebauten Handlung, vielmehr nehmen auch die trefflich gezeichneten Charaktere, vor allen der des geriebenen und kaltblütigen Detektives das volle Interesse des Lesers in Anspruch.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von **Alexander Baron von Roberts.** 2 Bände.

Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen.

Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.

Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von **Hamilton Aïdé.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Hamilton Aïdés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von don ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen.

Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von **Anthony Hope.** Aus dem Englischen.

Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schau-

YB0264

platz und Charaktere zu einem wohlgelungenen, ansprechenden Ganzen vereinigen.

Ohne Liebe. Von **Fürst Galitzin.** Aus dem Russischen. 2 Bände.
Mit schonungsloser Schärfe und Wahrheit zeichnet der geistvolle Verfasser in diesem Roman ein Bild der modernen russischen Gesellschaft, aus dem die handelnden Personen ungemein plastisch herausgearbeitet sind.

Die Erbin. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.
Norris, bekanntlich einer der liebenswürdigsten Vertreter der englischen Romanlitteratur, erzählt hier in seiner behaglichen, von gereiftem Können zeugenden Weise eine fesselnde Geschichte, die bei allen Freunden feinerer Darstellungskunst Anklang finden wird.

Die kühle Blonde. Von **Ernst von Wolzogen.** 2 Bände.
An einen Roman von Ernst von Wolzogen tritt man mit hochgespannten Erwartungen heran. Durch „Die kühle Blonde", ein Sittenbild von packender Wahrheit und tiefer Innerlichkeit, werden sie nicht nur nicht getäuscht, sondern übertroffen.

Mein Pfarrer und mein Onkel. Von **Jean de la Brète.** Aus d. Französ.
Ein durch köstliche naive Frische und neckischen Humor wirklich herzerfreuendes Buch für jung und alt.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von **Rich. Voß.**
Turmhoch über dem Mittelmaß unsrer Tageslitteratur stehen die Werke von Richard Voß, der sich auch in den vorliegenden Erzählungen als ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft erweist.

Oberst Ou[illegible]gard. A[illegible]
Der beli[illegible] vorliegend[illegible] reichgegliederte Handlung und tiefe seelische Konflikte zu fesseln.

Noras Roman. Von **Emil Peschkau.**
Der wohlaufgebauten erschütternden Handlung dieses Romans verleiht das Hereinwirken der sozialen Gärung unsrer Tage ein ausgesprochenes Zeitgepräge und damit ein erhöhtes Interesse.

Auf Vorposten und andere Geschichten. Von **F. de Renzis.** Aus d. Italien.
Keck und flott erzählte Novelletten im Plauderton, die sich durch echt künstlerische knappe Darstellung und wohlgetroffenes Lokalkolorit auszeichnen.

Versiegelte Lippen. Von **Léon de Tinseau.** Aus d. Französ. 2 Bde.
Es berührt förmlich wohlthuend, heutzutage einem Roman zu begegnen, dessen Held, ohne ein „Romanheld" zu sein, durch echte Ritterlichkeit und charaktervolle Tüchtigkeit die Sympathie des Lesers gewinnt.

Aus den Papieren eines Wanderers. Von **Jeffery C. Jeffery.** Aus dem Englischen.
Die fein beobachtete Erzählung aus dem englischen Garnisonsleben beweist, daß bei aller Verschiedenheit der Heeresorganisation der Humor jenseits wie diesseits des Kanals im Dienst nicht zu kurz kommt.

Mein Onkel Scipio. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.
Nur ein wahrer Künstler kann mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung hervorbringen, wie es Theuriet in dieser gemütvollen, schlichten Geschichte gelungen ist.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2. — für den einfachen und M. 3. — für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.